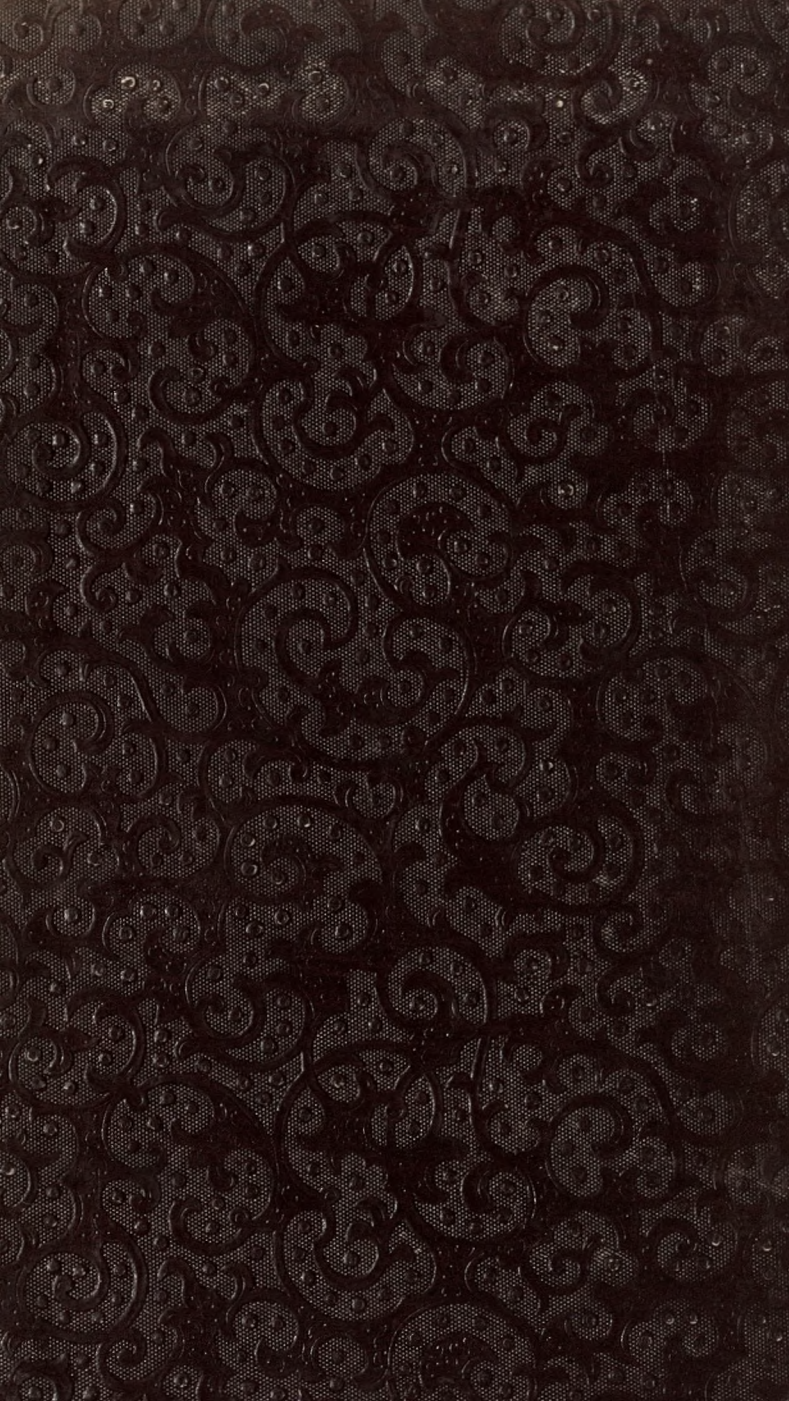


BIBLIOTEKA KÖRNICKA

229308



175. (83)

A. IV 25.

ze zbioru X. Prusimowskiego
kupione na bieżącej J.R.



Loudner del.

461.

Ausführung u. Stich d. Manz' Kunst-Verlag.

H. Dominicus.

Dominikus, der Heilige,

und

die Dominikaner.

[1170—1221.]

Von

E. Caro,

Professor am Lyceum zu Rouen.

Uebersetzt und mit vielen Anmerkungen und Ergänzungen vermehrt

von

Dr. C. W.

Mit einem Stahlstiche.

Regensburg.

Verlag von Georg Joseph Manz.

1854.

Ihre High Ignaz von Truchsess



229308

V o r w o r t.

Professor Caro, dessen Werk wir hier dem deutschen Publikum vorführen, schickt demselben folgende Worte voraus: „Der Name des heiligen Dominikus leitet natürlicher Weise den Gedanken auf den Namen seines berühmten Geschichtschreibers M. Lacordaire. Nach dem glänzenden Erfolge dieses Werkes, das mit der beredten Leidenschaftlichkeit eines Panegyrikus das Interesse der Geschichte zu verbinden mußte, könnte es fast gewagt erscheinen, den nämlichen Gegenstand zu behandeln. Das also, was bereits vor uns so trefflich gearbeitet worden, wieder arbeiten zu wollen, wäre unsinnige Verwegenheit. Man schreibt nicht von Neuem ein Werk, und kommt nicht wieder auf denselben Gegenstand zurück, wenn von einem hervorragenden Talente ein Stoff geheiligt und sein Gegenstand erschöpft worden ist. Beeilen wir uns demnach zu unserer Entschuldigung zu sagen, daß unsere Ansprüche bei weitem bescheidener sind und daß

IV

unser Dünkel viel geringer sei, als man zu vermuthen geneigt sein möchte. Das Buch des Herrn Lacordaire ist so zu sagen ein monumentales Werk, dem Ruhme des heiligen Ordensstifters gewidmet. Wir aber wollen nur ein kurzes, wenn auch inhaltvolles Buch schreiben. Dabei bemerken wir, daß unser Plan in mehreren Punkten von jenem abweicht, den unser großer Vorgänger befolgt hat. Für diesen war sein Werk nur die Vorrede eines anderen, noch viel größeren und herrlicheren Werkes über die Wiederherstellung des Ordens. Es war unter Einem eine Geschichte, ein Protest im Namen der Vergangenheit, eine Berufung auf die Gerechtigkeit des Jahrhunderts und die Unparteilichkeit der Leser. Der Zweck, den wir uns stecken, ist minder umfangreich, wir wollen nur das Leben eines Heiligen und die Geschichte eines Ordens erzählen."

Wenn wir es daher unternehmen, dieses Werk zu verdeutschen, so brauchen wir, indem wir uns auf des Autors Vorrede beziehen, nicht mehr viel hinzuzufügen. Kaum hat uns eine Arbeit so viel Vergnügen bereitet als diese. Die Ruhe, welche das Werk durchweht, der Geist der heiligen Andacht, ja selbst der Strahl heiliger Poesie und Begeisterung, der hie und da durchbricht, wirken in hohem Maße wohlthuend und erwecken den Wunsch, daß das Leben der großen Helden des Glaubens in ähnlicher Weise von tüchtigen Männern behandelt

und dem Volke, das mit jedem Tage mehr dem Verderben einer feichten und gehaltlosen Lecture verfällt, andere das Herz erhebende, den Geist heiligende und stärkende Schriften geboten würden. Noch Eines ist es, das dem Werke des Professor Caro einen großen Vorzug einräumt: die Einfachheit und Uebersichtlichkeit der Darstellung. Das Leben des Heiligen wickelt sich ruhig und doch wieder die Aufmerksamkeit in hohem Maaße fesselnd ab und wird dasselbe so sinnig in stete Beziehung zu der Zeit, in welcher er lebte, gesetzt, daß wir zugleich ein getreues und vollendetes Bild dieser letztern erhalten. Im Texte sind alle Weitläufigkeiten selbst dort vermieden, wo durch die schöne Darstellung und das Interesse des Objekts die Neugierde, Näheres über den Gegenstand zu erfahren, geweckt wird. In diesem letztern Umstande liegt die Entschuldigung für die dem Werke vom Uebersetzer beigegebenen, größtentheils den vor trefflichen Sammelwerken von Ersch und Gruber, Pierer u. A. entlehnten Anmerkungen und Ergänzungen, die als fast selbstständiger Anhang, den Text des Hauptwerkes nicht im Geringsten stören, wohl aber Manchem willkommen sein werden, dem während der Lesung des Werkes der Gegenstand so werth werden dürfte, wie er es dem Uebersetzer während der Uebersetzung geworden. Bücher wie das vorliegende sind echte Erbauungsbücher, die einen großen Leserkreis, selbst unter der sogenannten Classe der Gebildeten, die der-

gleichen Werke achselzuckend zu überblättern und dann bei Seite zu legen pflegt, finden, die manches in unserer trüben Zeit verzagende Herz mit Muth und Standhaftigkeit wappnen und immer den Gedanken wach erhalten werden, daß der Heiligenschein eines andächtigen Lebens die beste und sicherste Leuchte des Menschen in der Nacht seines Erdenwallens sei.

Wien, 29. Juli 1813.

Der Uebersetzer.

Inhalt.

	Seite
Vorwort	III
I. Der Bischof Diego. — Das Capitel der Diözese von Döma. — Dominikus de Gusmann wird zum Capitel berufen. — Geburt, Erziehung und Frömmigkeit des jungen Dominikus. — Legenden, welche sich auf die erste Zeit des Lebens dieses Heiligen beziehen. (1170—1203)	1
II. Diego nimmt Dominikus auf eine Gesandtschaftsreise ins nördliche Deutschland mit. — Dominikus bekehrt zu Toulouse eine Kegerfamilie, welche ihm Gastfreundschaft geboten hatte. — Erste Reise nach Rom. — Kirchlicher Zustand der Provinzen in Languedoc. — Gemälde des Kegerthums. (1203—1205)	10
III. Begegnung Diegos und Dominiks mit den drei Legaten zu Montpellier. — Die Sendung Dominiks beginnt. — Seine ersten Wunder. — Seine Erfolge in den Unterredungen mit den Kegnern. — Gründung des Klosters von Prouille. — Diegos Tod. (1206—1208)	27
IV. Ermordung des Peter von Castelnau — Krieg der Albigenser. Rolle des Ordens von Citeaux in diesem Kreuzzuge. — Rolle des Dominikus. — Die Wahrheit dem Pamphlet gegenüber. — Wunder und Legenden. — Einsetzung des Rosenkranzes. (1208—1215)	38
V. Peter Gellani bietet dem heil. Dominikus sein Haus an. — Das Mönchsleben des Mittelalters. — Reise des heil. Dominikus nach Rom. — Genehmigung des Ordens der Prediger durch Innocenz III. — Begegnung des heil. Dominikus mit dem heil. Franziskus von Assisi. — Versammlung zu „Unserer Lieben Frau von Prouille.“ — Gründung des Ordens von Sanct	

	Seite
Romain zu Toulouse. — Bestätigung des Ordens durch Honorius. (1215—1216)	51
VI. Sanct Dominikus Meister des heiligen Palastes. — Rückkehr nach Toulouse. — Zerstreuung der Brüder in Europa. — Rückkehr des heil. Dominikus nach Rom. — Anstalt des heiligen Dominikus zu Sanct Sixtus. — Seine Wunder. — Auswanderung nach Sanct Sabina. — Seine Reisen in Spanien, Frankreich, Italien. — Erstes Generalcapitel des Ordens. (1216—1220)	64
VII. Zweites Generalcapitel des Ordens. — Tod des heil. Dominikus. (1221.) Sein Leichenbegängniß. — Uebertragung seines Leichnams. — Seine Heiligsprechung durch Papst Gregor IX. — Bedeutung des heil. Dominikus im dreizehnten Jahrhunderte	77
VIII. Vom Orden der Predigermönche und den verschiedenen Zweigen an der großen Familie der Dominikaner. — Wie es möglich ist, die Geschichte eines Ordens aufzuzeichnen. — Nothwendige Theilungen des Gegenstands; von der Aufgabe des Predigerordens gegenüber der Wissenschaft. — Die Dominikaner an der Universität zu Paris. — Heftiger Streit zwischen ihnen und Wilhelm de Saint-Amour	93
IX. Fortsetzung der Schicksale des Predigerordens auf dem Felde der Wissenschaft. — Albert der Große und St. Thomas von Aquino. — Die Thomisten und Scottisten	105
X. Schicksale des Ordens in seinem Predigerberufe. — Missionen der Dominikaner. — Außerordentliche Prediger. — Tauler. — Savonarola. — Sendung der Predigermönche in die neue Welt. — Barthélemy de Las Casas	122
XI. Stellung des Ordens in der kirchlichen Verwaltung und zur europäischen Politik. — Ein Wort über das Verhalten der Dominikaner in der Inquisition. — Päpste aus dem Mittel des Ordens. — Pius V. — Schluß. — Das Wiederaufleben des Ordens	132
Anmerkungen	145

I.

Der Bischof Diego. — Das Capitel der Diözese von Osma. — Dominikus de Gusman wird zum Capitel berufen. — Geburt, Erziehung und Frömmigkeit des jungen Dominikus. — Legenden, welche sich auf die erste Zeit des Lebens dieses Heiligen beziehen. (1170—1203.)

Gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts leitete Don Diego von Azevedo ^{1) *)} die Diözese von Osma ²⁾, einem kleinen Städtchen Alt-Castiliens. Er war ein frommer Prälat, stammte von vornehmer Familie ab und hatte seit frühester Jugend den Frieden der Kirche und das Hochgefühl, ein Diener Gottes zu sein, den Ehren dieser Welt vorgezogen. Die Chroniken stellen ihn uns als einen Mann dar, der zu der engelgleichen Güte seines Herzens große Strenge in der Disciplin und kühne Willenskraft in seinen Vorsätzen gesellte. Tiefe Gelehrsamkeit und eine besondere Reinheit der Sitten hatten ihn zum ersten Range in der Kirche erhoben.

Er bediente sich seiner Macht einzig, um dem Himmel Seelen zu gewinnen. Es schien, wie es der selige Jordan von Sachsen ³⁾ zu verstehen gibt, daß dieser ausgezeichnete Mann von Natur aus das Geschenk einer Sympathie in sich trug, welche ihm alle Herzen gewann und ihm alle Gemüther unterordnete. Seine Bestimmung schien es förmlich zu sein, möglichst viel Seelen zu gewinnen und er widmete sich diesem Ge-

*) Die Nummern beziehen sich auf die Anmerkungen am Ende.

schäfte mit einer Hingebung, welche weder durch die Hindernisse, die der Wille der Menschen dagegen erhob, noch durch die Schwierigkeiten, welche die Hölle entgegenstellte, in Schranken gehalten werden konnte. Seine Worte waren beredt, und seine Handlungen sprachen noch mehr denn seine Worte. Die Ueberzeugung strömte von seinen Lippen, sie war ein Ausfluß seiner ganzen Persönlichkeit. Man fühlte sich besser, wenn man in seiner Nähe lebte. Er war einer jener durch Milde gewaltigen Priester, welche der Himmel von Zeit zu Zeit in stürmischen und rauhen Perioden entsendet, um auf Erden die Herrschaft der Barmherzigkeit und Liebe einzusetzen und um die nur zu oft auf weltlichen Pfaden irrende Kirche zu erheben.

Eines der Bande der ersten Kirche war durch die um sich greifende Ueppigkeit und Verderbtheit erschlaft. Ich will hier von dem gemeinschaftlichen Leben sprechen, welches die Apostel führten, und das der heil. Augustin so glücklich unter den Priestern jener Diözese eingeführt hatte. Das gemeinschaftliche Leben — ein Zwang und eine Langweile für die Schwäche oder Vanigkeit — ist ein Förderungsmittel für den Eifer und eine neue Kraft für die Tugend: Der Eifer in Nachahmung guter Beispiele, die Erbauung des frommen Sinns, die Gemeinschaft des Gebets, die Mäßigkeit des Lebens, gute Rathschläge, heilsame Lehren, und reine Sitten sind die herrlichen Früchte, die, wie aus sich selbst, aus einer kirchlichen Gemeinschaft entspringen.

Diego hatte zu guter Stunde gefühlt, daß der Kirche Gefahr von einer Seite drohe, von welcher sie am mindesten erwartet wurde, nämlich vom Uebermaß ihrer Macht und von ihrer zeitlichen Wohlfahrt. Die Hölle, welche gegen die arme und demüthige Kirche ohnmächtig geblieben war, stellte der reichen und stolzen Kirche eine der gefährlichsten Schlingen.

Der Clerus, zu reich an zeitlichen Gütern, wurde ärmer an Tugend, Aufklärung und Demuth; der fromme Bischof begriff, wo die Gefahr stecke, und strebte immer mehr und mehr die freiwillige Armuth an, worin die Kraft der Kirche besteht. Er war so glücklich, die Domherrn seiner Kathedrale für seine Idee zu gewinnen; sie nahmen gern die Regel des heil. Augustin an, und zeigten nun den Gläubigen die musterhafte Ordnung eines klösterlichen Lebens! Diego rettete in dieser Weise seine theure Heerde vor den Versuchungen des Jahrhunderts und zeigte ihr den wahren Pfad ins Himmelreich, den er selbst so standhaften Herzens dahinschritt. Um diese Zeit lebte an der Universität zu Palencia,⁴⁾ welche eine der ältesten Castiliens ist, ein junger Mann reich an Wissen und voll Demuth, auf den Aller Augen gerichtet waren, als hätte man in ihm etwas Großes vorausgeahnt. Die Kunde von seiner Tugend kam bis zum Bischofe, der vor allem den jungen Mann für den Priesterstand und die Kirche von Osma zu gewinnen strebte. Unter geheiligten Seelen besteht so zu sagen eine himmlische Anziehungskraft. Diese übernatürliche Gabe wirkte damals auf Diego, später sollte sie auf den heiligen Franziscus von Assisi Einfluß üben. Beide erkannten auf den ersten Blick und begrüßten in Dominikus den Diener Gottes. Die Heiligkeit trägt auf dieser Erde bereits einen Glorienschein um die Stirne.

Dominikus zählte damals fünfundzwanzig Jahre. Er hatte schon seit zehn Jahren an der Universität studirt. Es wird nicht ohne Nutzen sein auf die Jugend dieses Zöglings zurückzukommen, seine ersten Regungen zu Gott zu erzählen und schon an seiner Wiege die mystischen Blumen zu pflücken, welche an der Wiege jedes Heiligen wachsen. Wir wollen die kindlichen süßen Legenden erzählen, welche unter ihren malerischen Formen ein Jahrhundert in Bewegung setzen. Es ist dieß der poetische

Cultus, womit ein Volk freiwillig seine großen Männer, seine Heiligen verehrt.

Dominikus ist im Jahre 1170 zu Calaroga⁵⁾ in der Diözese von Osma aus dem vornehmen Geschlechte der Gusman⁶⁾ gebürtig. Sein Vater Felix, der in seinem hohen Amte eine tadellose Frömmigkeit geübt hatte, und seine Mutter, Johanna von Aza, die auf den Pfaden dieser Erde eine unbesleckte Schönheit, von welcher die Legenden erzählen, zu bewahren gewußt, waren so zu sagen vom Himmel auserlesen, ein so geheiligtes Geschlecht ins Leben zu rufen. Von den zwei älteren Söhnen Anton und Mannes widmete der Eine sein Leben der Pflege der Kranken in einem Hospital; der andere, ein einfacher und eifriger Priester, trat später in den Predigerorden; der dritte dieser Familie von Auserwählten war Dominikus.

Wir erzählen nicht alle Wunder, welche, wie die Chronisten melden, die Geburt des glorreichen Kindes verkündeten. Wir übergehen auch mit Lächeln die fromme Begeisterung der Historiographen des Ordens, welche der Erythräischen Sibille die Ehre vorbehielten, diese wunderbare Geburt vorhergesagt zu haben. Uns genügt, der Legende von dem Augenblicke an zu folgen, als die gottselige Johanna den dritten Sohn unter ihrem Herzen trug und nahe daran war, Mutter zu werden.

Man erzählt, daß sie einen Traum gehabt habe: es komme ein Hund, mit einer Fackel in seiner Schnauze, aus ihrem Leibe hervor. Die Chronisten deuteten denselben ohne Mühe. Der Hund stellt den Christo ergebenen Diener vor; die Fackel ist die christliche Liebe des Heiligen, welche alle Welt umfaßt. Johanna hingegen fand sich mit der Deutung dieser Vision nicht so bequem ab. Unruhig darüber und von einer fixen Idee unaufhörlich verfolgt, verfügte sie sich im neunten Monate zum Grabe des gottseligen Dominik, Abts von Silos, das damals

in jenem Theile Spaniens in großem Rufe stand. Der Heilige erschien ihr und beruhigte ihre frommen Besorgnisse, indem er ihr versprach, sie werde eines Sohnes genesen, welcher die Ehre und Stütze der Kirche sein werde. Tags darauf kam das Kind zur Welt, und in Anbetracht der Tröstungen, welche ihr der heilige Abt gebracht, stellte Johanna den Neugeborenen unter seinen Schutz. Der Name Dominikus war zu gleicher Zeit ein Act der mütterlichen Dankbarkeit und eine geheimnißvolle Verbindlichkeit für den Sohn, denn der Name bedeutet: „daß er ganz dem Herrn angehöre, den Herrlichen!“²⁾ Kaum war der Knabe geboren, so verkündeten Wunder die großen Absichten, welche der Himmel mit demselben hatte. Eine vornehme Dame, seine Bathin, sah im Traume auf der Stirne des Kindes einen strahlenreichen Stern aufflammen und beim Erwachen eilte sie zur Mutter, um ihr Kunde von dieser frohen Neuigkeit zu geben, die sich mit ihr zugleich freute.

Ein anderes Mal ließ sich, während das Kindlein schlief, ein Bienenenschwarm auf seine Lippen nieder, ein poetisches Symbol des Honigs, der im göttlichen Worte liegt. Noch in der Wiege verkündete sich der Diener des Herrn. Manchmal wenn die Amme, die seinen Schlummer hütete, sich entfernt hatte, sah man das Kind die Wiege verlassen und auf der bloßen Erde eine harte Lagerstätte suchen. Es schien, daß dieser vorausgeweihte Leib von einer Art geheimen Entsetzens vor allen weichen Genüssen erfüllt war. Das göttliche Orakel sprach aber noch deutlicher. Als eines Tages die Mutter des Dominikus ihn in die Kirche tragen ließ und sie gottesfürchtig dem heiligen Meßopfer beiwohnte, fügte der Priester, welcher die Messe las, gleichsam einem himmlischen Orateur gehorchend, den gewöhnlichen Gebeten die denkwürdigen Worte: „Siehe da den Reformator der Kirche,“ welche er dreimal wiederholte, hinzu. Der hei-

lige Geist hatte in Gegenwart des Wunderkinds die Zunge des Priesters gelöst.

Die Mutter begriff alsbald, sie dürfe einen solchen Sohn nicht für sich erziehen, sondern sie müsse ihn sobald als möglich den Händen der Kirche anvertrauen und mit diesem Werke den Ruhm bezahlen, das auserwählte Werkzeug seiner Geburt gewesen zu sein. Sie hatte einen Bruder, welcher Erzpriester der Kirche von Gumiel d'Isan war.⁸⁾ Im strengen Hause seines Onkels, fern von den Liebkosungen seiner Mutter, brachte nun der junge Dominikus vom siebenten Jahre an seine Jugend zu, daselbst lag er tiefen Studien, dem Nachdenken und dem Gebete ob. Das Heiligthum, so zu sagen, war das natürliche Vaterland dieser von der göttlichen Gnade fürgewählten Seele. Im Alter von fünfzehn Jahren schickte ihn sein Onkel, der ihn ohne Zweifel alles das gelehrt hatte, was er selbst wußte, auf die Universität nach Palencia, damals berühmt durch den Unterricht ihrer Lehrer und den Zufluß ihrer Schüler. Bedenkt man diese Menge von Schülern, welche die am meisten vergessenen Schulen des Mittelalters besuchte, so muß man sagen, daß der Trieb des Wissens bei den Menschen um so mehr zunimmt, je geringer die Mittel sind, demselben zu genügen. Die Quellen des Unterrichts waren in jenen Tagen selten und öffneten sich nur mit Mühe den ungeduldigen Seelen. Es kostete ungeheure Arbeit, um diesen Mangel an Mitteln zu heben. Und doch, sonderbar genug, sah man nie einen größern Eifer in den hohen Wissenschaften, nie eine lebhaftere Begierde für die geheimnißvollsten Gegenstände der Speculation. Richtige und undankbare Menschen bleiben heut zu Tage gleichgiltig für die Wissenschaft, die jetzt ein Gemeingut Aller werden kann.

Die zehn Jahre, welche Dominikus auf der Universität zubachte, theilen sich in zwei fest abgeschiedene Perioden. Das

Studium der Wissenschaften und die Philosophie beschäftigten ihn in den ersten sechs Jahren seines Aufenthaltes daselbst. Aber diese glühende Seele fand in der scholastischen Philosophie keine hinreichende Nahrung und von den Subtilitäten dieser Wissenschaft nicht zufrieden gestellt, wendete Dominikus sich mit ganzer Seele dem fruchtbareren Studium der Theologie zu. Vier Jahre gehörten dieser neuen Arbeit. Dominikus brachte ganze Nächte mit den heiligen Büchern zu, indem er sich mit Entzücken an den heiligen Quellen labte und die göttliche Wissenschaft, die seinen Geist erleuchtete, durch fromme Gottesfurcht läuterte, während christliche Liebe die Frucht seiner Studien vervielfältigte. Wir bemerken ausdrücklich: Dominik gehört durchaus nicht zu jener Classe, die sich bloß in Betrachtungen vertieft. Er betrachtet zwar aber er handelt zugleich. Sein Leben ist ein beständiges Gebet, aber nicht weniger durch seine Werke wie durch sein Nachdenken. Er athmet nur für den Himmel, vergißt aber dabei keineswegs auf die Menschen.

Man sah ihn seit seiner frühen Jugend die Werke der christlichen Liebe mit entschlossener und stets bereitwilliger Hingebung verrichten. Eine strenge Hungersnoth brach herein, die Zahl der Armen war groß und es war schwerer Kummer für diese mitleidige Seele, daß er so großem Elende nicht nach Herzenslust Abhilfe schaffen konnte.

Als er bereits seine letzten Heller verausgabt hatte, verkaufte er seine Zimmergeräthe; dann, als er allein im entblößten Zimmer stand, warf er noch einen letzten Blick rings um sich. In seiner ärmlichen Zelle hatte er nun nichts mehr als seine Bücher, seine geliebten Bücher, mit Bemerkungen von seiner eigenen Hand; diese Bewahrer seiner geheimsten Gedanken; seine Bücher, das will so viel sagen, als sein ganzes geistiges Leben, seine ganze Wissenschaft. Es war das letzte

Opfer, das er brachte: er verkaufte sie und vertheilte das Geld unter die Armen, und als die übrigen Schüler staunten, daß er sich in solche Dürftigkeit selbst versetze, rief ihnen der Heilige in einer jener Erhebungen seines Herzens, welche sich dem Gedächtnisse eines Jahrhunderts einprägen, zu: Was ist's mehr! Wollt ihr, daß ich über diesen todten Bälgen brüte, wenn meine Mitbrüder vor Hunger sterben? Diese seine Worte und sein Beispiel rissen Schüler und Lehrer hin. Die Hingebung gleicht einer Flamme, sie erfaßt Alles, was sich ihr nähert.

Eines Tages wollte er eine arme Frau, welche schluchzte, trösten; aber sie wies jeden Trost von sich: ihr Bruder ist im Lande der Sarazenen gefangen und ihr fehlt Geld ihn loszukaufen. Was ist zu thun? Dominikus findet in seiner Börse die Summe nicht, die zum Auskauf des armen Christensclaven nöthig ist, die Armen hatten seinen Beutel erschöpft. Aber sein Herz gibt ihm ein Mittel an die Hand. Er bietet sich selbst zum Verkauf an, um mit dem gewonnenen Lösegeld den Gefangenen zurückzukaufen. Der Himmel aber, der ungleich größere Absichten mit ihm vorhatte, ließ es nicht dazu kommen. Wie der Gefangene befreit worden, erzählen die Chroniken nicht.

Um diese Zeit war es, daß Bischof Diego von den wundervollen Tugenden des jungen Dominikus Kunde bekam, nach ihm schickte und mit ihm eine jener Unterredungen hatte, welche über das Leben eines Menschen entscheiden. Für Jeden von uns läßt die Vorsehung diesen denkwürdigen Moment eintreten, diesen kurzen und nachwirkenden Augenblick, in welchen sich das Geschick bestimmt und der Beruf entscheidet. Glückliche diejenigen, welche ihn begreifen und zu wählen wissen.

Es fiel Diego nicht schwer, diese Seele, die sich ihm hingab, die begierig war, sich zu opfern und die nur nach Gott Verlangen trug, für sich zu gewinnen. Er knüpfte ihn mit den

mächtigen und süßen Banden jener Hingebung an sich, welche bei den Auserwählten nichts Menschliches mehr an sich hat und in der Form christlicher Liebe so zu sagen ein übernatürliches Gefühl zu werden beginnt. Es waren Elias und Elysäus! Er wurde die Gottesfurcht des Domcapitels, wie er auf der Hochschule gleichsam das lebendige Buch derselben gewesen. Die erbauten Domherren erhoben ihn alsbald zur Würde eines Unterpriors. Constantin von Orviedo⁹⁾ sagt von ihm: „er hatte nunmehr nur noch Einen Eifer, nämlich jenen der Heiligkeit.“ Mit seinen Knien nützte er den Marmor der Kirche ab; immer nur lesend und betend wohnte er wie Jakob stets im Heiligthum, während er Esau das Herumirren und die nichtigen Zerstreuungen überließ.“

Sein Handbuch war das Werk: die „Besprechungen der Kirchenväter,“ woraus er einen großen Theil für das Werk seiner Bervollkommnung schöpfte. Er beweinte aus ganzer Seele die Sünder, die Unglücklichen, die Betrübten. Thränen waren für ihn eine Gnade, ein Geschenk. Ein anderer Jeremias, zerfloß seine Seele in Schmerz bei den Gedanken an jene, welche für den Himmel verloren waren. Er hatte nur Ein Verlangen, er hatte nur Einen Wunsch, nämlich den, daß Gott ihm die Mittel enthülle, wie er sich ganz dem Seelenheile seiner Mitbrüder opfern könnte. Dominikus hatte einen Drang nach Hingebung. In einem wirren Traume sah er einst im Geiste eine andere Bestimmung voraus, als es jene war, worauf die Mauern des Capitelhauses, die Wälle von Osma und die Grenzen der Diözese hinwiesen. In seinem Eifer umfaßte er Spanien, Europa, die ganze Welt. Für jene Seelen, welche eine unbegrenzte christliche Liebe verzehrt, gibt es nur die Unendlichkeit.

II.

Diego nimmt Dominikus auf eine Gesandtschaftsreise ins nördliche Deutschland mit. — Dominikus befehrt zu Toulouse eine Kezerfamilie, welche ihm Gastfreundschaft geboten hatte. — Erste Reise nach Rom. — Kirchlicher Zustand der Provinzen in Languedoc. — Gemälde des Kezerthums. (1203—1205.)

Endlich war die Stunde gekommen, in welcher dieser Drang christlicher Liebe, wovon die Seele des Dominikus verzehrt wurde, einen ihrer würdigen Schauplatz finden sollte. Wenn ein Mensch reif ist für das Werk, das vollbracht werden soll, so entfalten und gestalten sich die dem Anschein nach unbedeutendsten Ereignisse mit einer wunderbaren Gefügigkeit angemessen dem Zwecke, der in Erfüllung gehen soll. Wo die Menge nichts sieht als den Zufall, dort erblickt der Historiker die Absicht der Vorsehung, und die Vernunft des echten Christen neigt sich in Demuth und Anbetung.

Um das Jahr 1203 gedachte Alphons von Castilien,¹⁰⁾ der eine Heirath seines Sohnes mit einer norddeutschen Prinzessin, deren Namen und Vaterland die Chroniken nicht melden, beabsichtigte, einen einnehmenden und feinen Botschafter zu senden, und seine Wahl fiel auf Bischof Diego. Wenn auch der heilige Prälat mit ganzer Seele an seiner Heerde hing, so nahm er doch die königliche Sendung mit nur geringem Widerstand an und reiste ohne Verzug ab. Er schien voraus zu fühlen, daß seine Reise nicht nutzlos sein und eben so die Interessen

der Kirche, wie jene des Staates fördern würde. Bei seiner Abreise nahm er mehrere ihm ergebene Priester mit, worunter Einer der ergebensten, Dominikus sich befand, der damals eben vierunddreißig Jahre zählte.

Im Mittelalter kommt es nicht selten vor, daß man Prälaten, Aebten, ja selbst geringern Priestern solche Sendungen und Botschaften anvertraute. Es war keine kleine Aufgabe und durchaus nicht leicht, Europa zu durchreisen, um an einen Hof die Geheimnisse, die Vorschläge oder Geschenke des andern Hofes zu einer Zeit zu überbringen, in welcher eine Unzahl von Ländergebieten unter verschiedenen Gerichtsbarkeiten stand, die einzelnen Lehen unter sich in keiner Verbindung waren als in der willkürlichen einer nominellen Abhängigkeit, und man mitten durch eine Bevölkerung zog, welche vom Beispiele ihrer Herrn kaum noch gelernt hatte, das Völkerrecht zu achten. In dieser Mannigfaltigkeit von Provinzen und Machthabern gab es keine lebendige Einheit wie in der Kirche. Wo die Politik kein Recht mehr hatte, dort beschützte der Glaube die Seinigen. Eine Armee hätte kaum genügt, einen castillischen Baron aus den Pyrenäen nach dem Norden Deutschlands zu führen und gegen die Gewalt der Wegelagerer und die Raubsucht der Ritter die Geschenke zu beschützen, welche für die Prinzessin bestimmt waren. Wo eine Armee nicht hingereicht hätte, genügte dem Bischof Diego das Geleit weniger Priester. Zwei Male bereiste er Europa nach seiner größten Breite und nicht ein einziges Mal sehen wir ihn auf seinen langen Reisen, zu Anfang des so wilden und bewegten dreizehnten Jahrhunderts auch nur im mindesten gefährdet.

Seine Sendung hatte kein Resultat. Die Prinzessin starb im Zwischenraum seiner zwei Reisen, und der Bischof, der den König davon benachrichtigte, war frei. Diese Freiheit benützte

er um einen längst gefühlten Lieblingswunsch auszuführen und seiner Reise ein längst gewünschtes Ziel zu stecken: nämlich Rom.

Es ist ein Bedürfniß für fromme Gemüther, sich an den Quellen des Glaubens zu erfrischen. Die Kreuzzüge waren nichts Geringeres als der ungeheure und gigantische Ausdruck dieses Verlangens. Nur anstatt einen Menschen aufzuregen, haben sie ein ganzes Jahrhundert und ganz Europa in Bewegung gesetzt — Jerusalem und Rom zwei heilige Stätten! In einer das Grab Christi, in der andern der geheiligte Geist seiner Kirche.

Innocenz III.¹¹⁾ saß auf dem Päpstlichen Stuhle; er erfüllte denselben mit seinem Ruhme, wie er ganz Europa mit seinem Genie erfüllte. Leicht läßt sich die Stimmung Diego's und Dominikus, als sie der großen Stadt und dem heiligen Vater sich näherten, errathen. Sie bewahrten dieselbe insgeheim in ihrer Seele ohne sie irgend Jemand kund zu geben. Im Mittelalter waren die Gemüthsbewegungen nicht geschwätzig. Man verstand es die Wonnen der höchsten Begeisterung, so wie das Gefühl des lebhaftesten Schreckens zurückzuhalten. Große Freuden sollten in ihrem Ausdruck immer großen Leiden gleichen, d. i. schweigsam und verhüllt sein. Der Hochsinn der Gefühle darf nie der Keuschheit entbehren.

Wenn dies überhaupt möglich war, so fühlte Bischof Diego auf dem Boden, welcher die heroische Asche des heiligen Petrus und Paulus bewahrte, seinen apostolischen Eifer sich von Neuem beleben. Er wollte seine Mitra ablegen und als ein unbekannter Priester fürder wandern, um längs der Donau den Barbarenhorden, der Cumanen das Evangelium zu predigen, und dieses Heidenvolk, das zu jener Zeit sehr lebhaft die Phantasie des Christenthums beschäftigte, zu bekehren. Der heilige Vater aber, der Dollmetsch des göttlichen Willens in dem was den

Bischof betraf, ließ dieß nicht zu, und Diego mußte auf die Hoffnung des Marthyrthums, welches jenen Gemüthern, die von christlicher Liebe überwallen, so theuer geworden, Verzicht leisten. Innocenz erfaßte es wunderbar genug, daß, wenn auch ein Leben voll Friede und Ehren minder, als der herrliche Tod inmitten von Leiden, der Gluth des Glaubenseifers zusage, doch dasselbe nichts desto weniger den Interessen der Kirche von großem Nutzen und den Augen des Himmels nicht weniger wohlgefällig sein könne.

Diego verließ mit Dominikus zugleich die heilige Stadt, und nachdem er im Vorbeigehn die berühmte Abtei von Citeaux, ¹²⁾ wo, wenn auch durch eine verweichlichte Praxis und durch einen dem Zeitlichen zugekehrten Ehrgeiz geschwächt, das Beispiel des heiligen Bernhard fortlebte, besucht hatte, nahm er dann den Weg durch die Pyrenäen, stieg ins Rhonethal hernieder, indem er längs seines Weges den Duft seiner frommen Worte aushauchte, die Bevölkerung durch seine Frömmigkeit, durch die Einfachheit seiner Sitten und die Strenge des Lebens seiner geliebten Gefährten, unter denen insbesondere Dominikus sich hervorthat, erbaute. So gelangten sie denn auch nach Montpellier, ¹³⁾ wo sie Kasttag hielten. Das zweite Mal bereits betraten sie diese unglückseligen zu jener Zeit von der Kegerei heimgesuchten Länder. Ihr geheimer Instinct schien sie in diese Gegenden zu leiten, wo die Wahrheit vom Irrthume in so traurigem Banne gehalten wurde. Dieser Instinct, war die Stimme Gottes. Auf ihrer ersten Reise bereits hatten Diego und seine Begleiter eine Nacht in Toulouse zugebracht. Dieser wenn gleich nur stundenlange Aufenthalt war doch lange genug, wenn man den Werth der Zeit nach dem ermißt, was Geist und Herz dabei erreicht haben. Es ist hier der geeignete Platz, in wenig Zügen die Geschichte jener denkwürdigen Nacht

zu erzählen, in welcher die Seele des Dominikus jenen großen Entschluß faßte, wodurch sein Name in die Reihe der in den Annalen des Glaubens berühmtesten gestellt wurde. Der Wirth, bei dem die frommen Pilger eingekehrt waren, bekannte sich wie seine ganze Familie zur Ketzerei der Waldenser. Als Dominikus dieß erfuhr, blutete sein Herz bei dem Gedanken, in dem Hause, welches ihn beschützt hatte, so viele Seelen in der Nacht des Unglaubens zurückzulassen. Er knüpfte eine Unterredung mit seinem Wirth an und erkannte alsbald, daß er blind in seinem Irrthum dahinlebte. Die Unwissenheit gewinnt dem Unglauben noch mehr Anhänger als die Verworfenheit, und häufig dient sie dazu, eine Seele zu erleuchten, um sie der Wahrheit wieder zu gewinnen. Dominikus sollte davon einen glänzenden Beweis erhalten. In dieser Nacht führte er einen langen Kampf gegen den Irrthum, aber wer wird des Kampfes noch gedenken, wenn Sieg sein Beginnen krönt und Seelen der Preis dieses Kampfes sind? Er bat, sprach, und war nicht minder durch Thränen als durch Worte beredt. Sein Wirth zuerst erstaunt, dann gerührt, ging aus dieser Unterredung erleuchtet und bekehrt hervor. Ein Wunder heiligen Eifers! der Ketz' sank auf die Knie und Dominikus versöhnte ihn und die ganze Familie mit der Kirche. So ließ er denn als er sich aus den Mauern von Toulouse entfernte, unter dem Dache, das erst die Ketzerei beschirmt hatte, eine Familie katholischer Christen zurück.

Dasselbst hatte er seine erste Predigt in Languedoc gehalten und der Erfolg mochte ihm den Gedanken einflößen sich diesem Werke der Ueberzeugung, der Güte und des Friedens hinzugeben. O daß alle Feinde des Ketherthums im dreizehnten Jahrhundert es verstanden hätten in gleicher Art den Beweis der Wahrheit zu führen! Wäre dem so, hätte die Geschichte an der Seite

des von heiligem Eifer beseelten Dominikus, der durch das bloße Wort das Reich Gottes aufrichtete, hätte sie einen so großen Platz dem unversöhnlichen Hasse, den heftigen Leidenschaften, und dem danklosen Grolle einzuräumen?

Welches war also das furchtbare Uebel, das Dominikus auf seinem Wege in die Pyrenäen kennen gelernt, das er so entschieden bekämpfen mußte, und das über das schöne Land der Provence so trauriges Wehe verhängte?

Das Ketzerwesen bildet ob der Größe der Verwüstungen, wovon es entweder die Ursache, oder wozu es der Vorwand war, eine der blutigsten Seiten in der Geschichte Frankreichs. Der beträchtliche Antheil, den Dominikus an der Widerlegung des Irrthums, (aber nicht an der Ausrottung der Ketzer, wie wir weiter unten zeigen werden) genommen, macht es uns zur Pflicht, mit Bestimmtheit die Grundsätze dieser Lehre, dieser fremdartigen Verschmelzung unbestimmter Erinnerungen der orientalischen Philosophie und von Grund aus entstellter christlicher Ideen auseinanderzusetzen.

Es wäre eine vergebliche Mühe, wollte man auf einen gemeinsamen Typus die zahllosen Spaltungen der Irrlehre, welche zu jener Zeit in den provencalischen Landen wucherte, zurückführen. In der Verschiedenheit der Secten, die eine unabweisliche Folge der Freiheit im Dogma ist, liegt vor allem der Widerstand gegen die Gewalt der Kirche. Die Anarchie tritt an die Stelle der Einigkeit. Wenn wir daher die Chroniken jener Zeit oder gar die zahlreichen neuern Schriftsteller, worin die Grundzüge dieser Ketzerverlehre auseinandergesetzt sind, zu Rathe ziehen, so befinden wir uns in keiner geringen Verlegenheit. Diese Ketzerei scheint vor allen andern das Privilegium einer Art eingeschmuggelten Ewigkeit zu haben, von den Manichäern¹⁴⁾ und Gnostikern an,¹⁵⁾ diesen directen Voreltern des Ketz-

thums, bis zu den Albigenfern, ¹⁶⁾ den Camisarden, ¹⁷⁾ endlich bis zur bizarren Secte der Beguinen, ¹⁸⁾ die wie ein lebendiger Anachronismus dem Schooße des neunzehnten Jahrhunderts entspringen, und zwar zum Glücke der Menschheit nicht mehr den Scheiterhaufen des dreizehnten Jahrhunderts, auch nicht mehr den Säbeln der Dragoner Ludwigs XIV., wohl aber den Geldstrafen Trotz bieten, welche ihnen die Zuchtpolizei, die nun einmal gegen jeden falschen Messias mit unerbittlicher Strenge verfährt, auferlegt.

Sollen wir nun alle die verschiedenen Namen, die mannigfaltigen Formen, unter denen sich uns die große Ketzerei des dreizehnten Jahrhunderts offenbart, aufzählen? Viele derselben waren beleidigende Schimpfnamen, womit der Haß und die Verachtung die Ketzer besudelte; so hatten denn die Bezeichnungen der Sicards, der Sorciers, der Ribauds, der Turlupins, ¹⁹⁾ keinen andern Ursprung als die Absicht, Schmach und Verachtung an den Tag zu legen. Andere wieder führen den Namen von dem Lande, wo der Irrthum triumphirte, wie die Albigenser, die Agener, die Bulgaren. ²⁰⁾ Andere hingegen bezeichneten die Stifter dieser tausend verschiedenen Secten, wie die Paulicianer ²¹⁾ die Waldenser. ²²⁾ Andere endlich erinnerten an ihre Hauptdogmen oder Irrthümer, wie die Trithemiten, die Catharer u. v. a. Von einer einzigen Secte werden von Kirchenhistorikern siebenzig verschiedene Abstufungen aufgezählt. Diese für den Blick des Historikers unwesentlichen und unbedeutenden Nuancen zu ordnen, wollen wir unterlassen. Reifliches Nachdenken, Vergleichung und genaues Studium gestatten uns, alle insgesammt auf zwei große Arten zurückzuführen, und zwar auf jene der Catharer und jene der Waldenser. Die Catharer, woraus das unwissende Volk Patarer gemacht, sind mit dem Uranfang des Christenthums durch eine heimliche Tra-

dition, die nicht aller Wahrscheinlichkeit ermangelt, verbunden. Es ist bekannt, daß Manes¹⁴⁾ im dritten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung geschwärmte hatte, die neue Religion mit dem Dogma Zoroasters zu verschmelzen; als ob nicht schon das erste Dogma des Christenthums, die Schöpfung, die Hypothese des Dualismus von oben nach unten gekehrt hätte. Der Manichäismus, von den strengen Edikten des byzantinischen Kaiserthums verfolgt, von allen Concilien verdammt, hatte seinen heimlichen Weg trotz aller Verfolgungen und aller Anatheme, fortgesetzt. Verjagt aus dem öffentlichen Leben, zog er sich in den Schatten und hinter den Schleier verborgener Zusammenkünfte zurück, bis er eines Tages plötzlich und mit Lärm bei einigen von Natur aus noch heidnischen Völkern unter dem neuen Namen der Cathareer, was so viel sagen will als die Reinen, auftrat. Den Sectirern zufolge war einzig und allein diese Lehre der Inbegriff aller Reinheit, Vollendung und Tugend.

Die Ewigkeit der beiden Principe, des guten und des bösen; Gott, der Schöpfer der unsichtbaren Welt, der Teufel, der Urheber des materiellen Universums; daraus die zwei entgegengesetzten Extreme; übertriebenes Grauen vor der Materie, das bis zu den lächerlichen Gesetzen einer absoluten Enthalttsamkeit, bis zur formellen Verurtheilung der Familie und der Ehe sich verstieg, oder übertriebene Gleichgiltigkeit für die Werke des Leibes, die sich in eckelhafter Zügellosigkeit aussprach: die Lehre von der Ewigkeit der Seelen, dieser gefallenen Engel, welche sich durch eine Reihe von Seelenwanderungen in den ursprünglichen Zustand der Reinheit versetzen sollten; endlich ein festausgesprochenes Hinneigen zum Fatalismus, der in der Regel aus mystischen Doctrinen entspringt und im bequemen Austausch Gott die Verantwortlichkeit für alle Verbrechen überträgt, für den Menschen aber die Freiheit aller seiner Leidenschaften in

Anspruch nimmt, das ist das Erbtheil, welches die Cathareer von den Lehren des Manes und einer Ueberlieferung empfangen haben, die durch die Erkenntniß nicht aufgehoben ward und sich für christlicher als das Christenthum selbst hielt.

Die Aufgabe ihrer Lehrer war es nun, nachzuweisen, wie alle diese Dogmen einer zügellosen Metaphysik sich mit der Religion vereinbarten. Alles verzerrte sich in einer lächerlichen Symbolik. Sie läugneten das alte Testament, und verspotteten den launischen, lügenhaften und grausamen Gott der Juden. Was das neue Testament anbelangt, so unterzogen sie dasselbe einer Erläuterung, die ihnen ihre Fantasie eingab.

Christus hat nur scheinbar einen Leib. Er ist in seiner Gestalt ein Dämon, der die Strafe der Kreuzigung erlitten hatte. Die Wunder waren für sie nur bildliche Ausdrücke, die Sacramente Aberglauben. Als eigentliche Bekenner der reinen Lehre bildeten nur sie allein die wahre Kirche. Das echte Priesterthum ist bei ihnen nicht dasjenige, welches der Bischof ertheilt, sondern jenes, welches die Tugend verleiht. Wie alle Mystiker warben auch sie heimlich für ihre Lehre und fesselten neugierige Seelen durch den Zauber des Geheimnisses. Bei der Aufnahme fanden Grade Statt. Das letzte Wort der Lehre blieb der höchsten Classe der „Auserwählten“ vorbehalten, jenen, welche sich die „Vollendeten“ nannten, im Gegensatz zu den Novizen, den Candidaten ihrer Lehre, welche die „Gläubigen“ hießen.

Endlich ahmten sie in plumper Weise die äußeren Formen der katholischen Hierarchie nach. Ihre Anhänger, nämlich die „Gläubigen“, eine sehr große Anzahl von Opfern oder Thoren, bekannten sich bis zur Höhe des Martyrthums zur Lehre. Ihre Priester waren die „Vollendeten.“ In dieser seltsamen Ordnung hatten sie sogar Würdenträger in popanzartiger Parodie

der kirchlichen Ordnung; es war da der „Gehilfe,“ dann der „jüngere Sohn,“ der „ältere Sohn,“ die nur durch einen Grad von der höchsten Stufe der Hierarchie, von der Würde des Bischofs getrennt waren. Vom Bischof ging das Dogma mit Machtvollkommenheit aus. Man sagte sogar, daß im Innern Bulgariens eine Art Papst bestellt gewesen sei. Alle abweichenden Secten, selbst diejenigen, welche jede regelmäßige Hierarchie auf das hartnäckigste leugnen, setzen sich zum eigenen Gebrauche wenigstens das Schattenbild eines Oberhauptes zusammen, und bestätigen dadurch, daß die Aufrechthaltung dieses Principis eben die Basis jeder auch einer falschen Religion, eines jeden auch eines apocryphen Cultus sei.

Es bildete demnach die heimliche Tradition eines antichristlichen Dogmas, welches gewaltsam mit einigen Ideen entstellten Christenthums verschmolzen war, das Geheimniß der Secte, die sich durch Einweihung neuer Glieder erhielt; der Stolz des Sectirers, der sich von der Menge absonderte; der Eifer Proselyten zu machen, endlich ein so zu sagen künstlich geschaffenes Oberhaupt, das zu Gunsten des fanatischen Ehrgeizes war begründet worden, waren die vorzüglichsten charakteristischen Elemente dieser Irrlehre, deren Ursprung bis zum dritten Jahrhundert unserer Zeitrechnung zurückgeht, welche aber zur Zeit, die wir im Auge haben, in einer ganz erstaunlichen Weise sich in den Vordergrund stellte. Oberitalien, die Mitte Frankreichs und der Osten Deutschlands waren vornämlich der Schauplatz, wo dieses keizerliche Apostolat sein Unwesen trieb. Der Erfolg der Ketzer war ungeheuer, die Zahl ihrer Anhänger unberechenbar. Es war eine geheime Gesellschaft des Schreckens, welche die Grundlagen der bürgerlichen Gesellschaft und der Kirche unterwühlte.

Zur Seite dieses Heeres der Chatareer, welches seinen unter-

irdischen Weg durch Ruinen bis zur Stunde des Ausbruchs genommen hatte, entwickelte mit nicht geringerem Erfolge die Secte der Waldenser²²⁾ ihre Kräfte. Die Gleichzeitigkeit der Epoche und die allgemeine Benennung der Keger verursachte bei mehreren Historikern eine Verwechslung der Lehren. Es ist aber wesentlich die Unterschiede fest zu stellen. Der berühmte Historiker Hurter hat sie gründlich erfaßt. Doch läßt sich in die Auseinandersetzung mehr Ordnung und Klarheit bringen.

Die Secte der Waldenser war jüngern Datums auf der Erde. Sie bestand kaum vierzig Jahre seit dem Anbeginn des dreizehnten Jahrhunderts und schon war sie allgemein verbreitet. Peter Walbus hatte nicht mit einem Aufstande gegen die Kirche begonnen; was aber in allem Anfang nur eine Neuerung war, stellte sich alsbald als Schisma heraus und endete mit vollkommener Ketzerei. So pflegt es oft auf Erden zu geschehen; von Reformen zu Revolutionen ist der Weg kurz und der Schritt bald gemacht.

Walbus war weder Cleriker noch Doctor, er war nur ein reicher Bürger aus Lyon, den ein betrübendes Ereigniß, der plötzliche Tod eines Freundes auf den Gedanken dieser radicalen Reformen gebracht hatte. Zu seinem Lobe sei es gesagt, er begann die Reformen mit sich selbst, indem er sich einer freiwilligen Armuth weihte, welche er mit mehreren abenteuerlichen und überspannten Gemüthern theilte. Die Wiederherstellung der Sitten der ursprünglichen Kirche, die apostolische Einfachheit, dieß war der ausgesprochene Zweck dieser Secte, deren Oberhaupt anfänglich wenig Aufsehen machte; es geschah sogar, daß der Papst, den Walbus zu Rathe gezogen hatte, seine Abgesandten empfing, ohne ihnen jedoch das Recht zu lehren und zu predigen, welches sie beanspruchten, zu gestatten. Sie nahmen es sich aber selbst, und den Bischöfen zu Trotz, verbrei-

tete sich der Unterricht der „Armen von Lyon“ mit der Geschwindigkeit einer Flamme im ganzen mittäglichen Frankreich. Von nun an standen sie im offenen Aufruhr; das Schisma hatte sie zur Ketzerei geführt. Waldus, mit geringerer Beredsamkeit, erinnert an Arnold von Brescia,²³⁾ mit etwas weniger Genialität läßt er Luther ahnen.

Die „Armen von Lyon“ griffen nunmehr heftig Rom und die Kirche an. Der Papst war das Oberhaupt des Irrthums, die Prälaten waren die Phariseer des neuen Testaments. Die Hierarchie ist eine auf Usurpation gegründete Lüge. Es gibt keinen Vorzug als den der Tugend. Die Priester sollen wie alle Andern ihr Leben im Schweiße des Angesichts fristen. Von der Disciplin gehen sie auf die Dogmen über, leugnen die Mysterien, führen das Abendmahl auf eine Allegorie zurück, lehnen jede Autorität, ausgenommen die Gottes und der Apostel ab und vernichten jede Vermittlung zwischen Christus und der Seele des Gläubigen. Das Fegfeuer nennen sie eine Erfindung der Priester, welche daraus eine Einnahmsquelle für sich geschaffen haben. Das Priesterthum hatte die Lehre gefälscht. Nach ihrer Ansicht hatte es Gott in den Herzen getödtet und aus ihm einen Handel gemacht. Was die innere Disciplin der Sectirer anbelangt, so waren sie unermüdlich, Arbeit, Keuschheit, Mäßigkeit und Strenge zu empfehlen. Sie hatten ein Entsetzen vor dem Meineid, und durch formelle Verbindlichkeit im geheimen Bunde unter sich betrachteten sie den Verrath des Einen ihrer Brüder für das größte aller Verbrechen. Sie liebten zu lehren und zu predigen, sie suchten die Unterredung und unterhielten dieselbe mit einem unglaublichen Aufwand biblischer Citationen, wie lange nach ihnen die Puritaner. Die Proselytenmacherei zählte zu ihren Leidenschaften. Alles erschien ihnen tauglich, galt es eine Seele zu gewinnen. Sie verkleideten

sich oft als Mönche, um listig manches Gewissen zu überraschen. Ein anderes Mal schlichen sie sich wieder im Kaufmannsgewande in die Häuser und drangen unter allerlei Vorwänden in das Innere der Familien. Man erzählt, daß sie sich vorzugsweise an das weibliche Geschlecht wendeten, wohl wissend, daß dieses in wunderbarer Weise Propaganda mit mysteriösen Lehren mache. Das Weib war für sie eine Art Hebel ihrer religiösen Politik und sie räumten ihm sogar das priesterliche Geschäft des Predigens ein.

So war diese Secte beschaffen, überzeugt, flammend, einschmeichelnd, kühn, strenge, wenigstens in ihren Meinungen, Grundsätzen und dem äußern Anschein nach. Die Anklagen der Zeitgenossen müssen nur mit dem äußersten Vorbehalt angenommen werden. Wir kennen die Geschichte der Waldenser nur von ihren Bezwingern. Oft verfolgt, oft umstellt flüchteten sie sich ins Dunkel geheimer Stätten, um dort ihre bizarren Bräuche zu üben. Den Verrath des Tages fürchtend, erwarteten sie die Nacht. Mitten unter ihnen befanden sich die Weiber, welche das Recht hatten, zu unterrichten. Es ist genug, ja es ist mehr denn genug um die monströsen Anklagen, womit man ihr Angedenken belastet, zu erklären.

Deutschland, Böhmen, Mähren, Polen, insbesondere aber Frankreich nahm die Armen von Lyon auf und fünfzig Jahre nach Waldus breitete sich seine ketzerische Nachkommenschaft über einen Theil Europas aus.

Man wird nun leicht die wesentlichen Unterschiede, welche die Cathareer und Waldenser von einander scheiden, erkennen. Es scheiden sich nämlich in ihnen der feine, systematische, raffinirte Genius des Orients, der praktische, positive, gerade aufs Ziel lossteuernde Geist des Occidents ab. Die Cathareer bauten ihre Religion auf eine verwickelte Metaphysik und ihre feind-

felige Practik der Kirche gegenüber, war nur der zweite Theil ihres antichristlichen Dogmas.

Bei den Waldensern hingegen war die Feindseligkeit ganz in der Disciplin enthalten. Ihre zersekende Kritik erfaßte mehr die Organisation der Kirche, als ihr Dogma. Sie griff mehr die Priesterschaft denn die Theologie an. Sie führte auch Zerstörungen herbei, aber es waren solche, die in den Gemüthern leichter wieder gutzumachen waren. Die Cathareer gingen geradezu aus den orientalischen Theogonien hervor. Die Waldenser waren persönliche Gegner der Priester. Die Cathareer waren fast eine heidnische Secte. Die Waldenser waren ganz gewiß Ketzer, aber ihrem äußern Verhalten nach waren sie eigentlich nur Schismatiker.

Dieß ist, möchten wir meinen, die richtige Ansicht. Aber die öffentliche Meinung macht nicht immer alle diese Unterschiede und das Volk läßt sich nicht in die Subtilitäten der Philosophie ein. Ihm genügt, es zu wissen, daß die Cathareer wie die Waldenser Ketzer seien. Weiter kümmert es sich nicht und wenn es ihnen nicht mit Fanatismus folgt, verdammt es beide in gleicher Weise. Es ist Sache der Geschichte, die unfreiwilligen Unbilden der Meinung ernstlich zu berichtigen. Dieß war's, was wir versucht haben. Indem wir nun bei der Vermischung zweier gänzlich verschiedenen Lehren die Unterschiede ausgesprochen, haben wir ferner die von der Sitte adoptirten Namen zu berücksichtigen und wollen uns derselben auch bedienen. Wir meinen hier den Namen der Albigenser. Es ist dieß nämlich der gemeinschaftliche Ausdruck, dessen sich das Volk für beide Secten bediente und worin sich die tausend Nuancen einer jeden von ihnen verloren. Auch wir wollen uns desselben, als des generischen Namens der Ketzerei im Mittag Frankreichs, in Zukunft bedienen.

Thatsache ist es, daß der Irrthum zu Ende des dreizehnten Jahrhunderts einen kolossalen Umfang angenommen. Mehrere Ursachen, die einen zufällig und örtlich, die andern bleibend und menschlich, hatten seine Entwicklung begünstigt.

Die Kirche war zu reich. Darin bestand ihr Vergehen, daraus entsprang all ihr Leid. Indem sie reich geworden war, stachelte dieß die gemeine Lüsternheit. Es war nicht mehr der heilige Beruf, welcher die Priester dem Dienste des Herrn warb, sondern es lockte das rein weltliche Verlangen nach den reichen Einkünften der Abteien oder der Zehent der Kirche, um diesen Reichtum in Vergnügungen zu verprassen. Es war dieß jedenfalls eine verwerfliche Habgierde. Die hohen Kirchenwürden wurden eine Beute der Vastarde der großen Herrn. Die niedere Geistlichkeit bäurischer Abkunft war roh und unwissend. Das priesterliche Amt war für sehr Viele ein Gegenstand des Gewinns. Der Glaube war entehrt durch die Simonie, die Kirchengewalt durch den Scandal ohnmächtig geworden. Ein solches Bild bot ein Theil der Kirche in den Ländern der provençalischen Sprache. Welche Wirkung mußten auf diese so leicht entusiastmirtten Völkerschaften, jene ernstern, begeisterten Männer hervorbringen, welche die Armuth mit einer Art fanatischen Strenge predigten und die verdammungswerthe Verweichlichung und das listerne Treiben eines gesunkenen Priesterstandes der Verachtung Preis gaben. Das Volk, das eben durch die Reichtümer der Kirche von ihr geschieden wurde, mußte wenigstens theilweise auf der Seite dieser Prediger der Armuth stehen.

Die Kirche war zu mächtig. Es ist bekannt, wie sehr die Ideen des Mittelalters die stets gefährliche Mischung des Zeitlichen und Geistigen begünstigten, was sich so weit erstreckte, daß alle Scepter und Schwerter vor einem Worte Roms zitterten. Die Politik der Fürsten fand daher bei einer Schmälerung

der kirchlichen Macht ganz ihre Rechnung. Mancher Herr hoffte ganz sicher, durch die Ketzerei sich zu emancipiren und suchte in der neuen Lehre mehr die Freiheit als die Wahrheit. Nebstbei bedenke man, daß der Mensch einen gewissen, entweder guten oder bösen Hang zu prüfen, zu erwägen, zu erörtern, einen gewissen Trieb nach Kritik, ein Verlangen nach geistiger Unabhängigkeit in sich trage, und dieß Alles durch die Anmaßungen des damaligen Priesterthums niedergehalten wurde. Auch begünstigten mehrere örtliche Ursachen dieß fremdartige und heftige Drängen der Gemüther zur Ketzerei. Eine flammende Leichtgläubigkeit, ein lebhafter Enthusiasmus, eine unbengsame Eitelkeit und eine instinktmäßige Sympathie für alles Neue charakterisiren den provençalischen Geist. Dazu gesellen sich ein lebendiger Sinn für Vergnügen, Eleganz in den Sitten, eine Leichtgläubigkeit im geselligen Leben und ein Zauber in den Leidenschaften, und man wird begreifen, daß unter solchen Umständen das katholische Joch Vielen schwer gefallen sein mochte.

Auch war das Lager der Keger in zwei ganz unterschiedene Stämme getheilt: in die Häretiker aus Ueberzeugung, welche dem Irrthum anhängen, indem sie die Formen, unter denen sich damals die Wahrheit offenbarte, entschieden verneinten, und in die Häretiker, die es nur in so fern waren, als sie durchaus nicht Katholiken sein wollten, man könnte sie etwa Indifferentisten, Atheisten, Freigeister nennen. Der Irrthum triumphirte in Languedoc weit über seine Hoffnungen. Ihm standen zwei starke Streitkräfte zur Verfügung, die Herren, die ungeduldig des Momentes harreten, in dem sie sich der zeitlichen Gerichtsbarkeit der Kirche entziehen konnten; die Troubadoure, diese freien, ja zu freien Denker des Mittelalters, die bereits seit langer Zeit der Kirche den Krieg erklärt und das Volk daran gewöhnt hatten, ihre bitteren und grotesken Spottlieder auf

die Simonie und die Völlerei der Mönche immer und immer wieder zu singen. Das Volk lachte dazu; der Sarcasmus erzeugte Gleichgiltigkeit und die Gleichgiltigkeit brachte zuletzt Abscheu hervor. Ueberall in Languedoc verfiel der Cultus, die Priester verbargen ihre Tonsur, um Schmähungen auszuweichen; die heiligen Ceremonien wurden oft durch Gaukeleien entweicht, und die Kirchen, die entweder in Ruinen zerfielen oder in Citadellen verwandelt wurden, erhoben sich von Ort zu Ort als Leichendenkmäler des Volksglaubens.

Rahmund von Toulouse war der bewährte Beschützer der Albigenfer. Ueberall in diesem Lande war der Ritterhof der Herd des Irrthums. Rahmund-Roger von Beziers, Gustav von Bearn, Gerold von Armagnac, Bernhard von Conninges, Roger von Foix und eine zahllose Menge von Baronen und Rittersn bildeten die Kraft und Stütze der Ketzerei. Alles war im offenen Aufstand gegen die Kirche, und dieser Aufstand triumphirte überall.

Wir mußten ein etwas ausführlicheres Bild der Ketzerei jener Zeit geben, weil sie es eben ist, gegen welche Dominikus seit zehn Jahren seine Kräfte, seinen Eifer, sein Wort richtete. Wenn sie alle seinem Beispiele gefolgt wären, wenn man zu keinen andern als den geistlichen Waffen gegriffen hätte, so hätte die Geschichte nicht zu seufzen nöthig gehabt; in ihrem Buche stünde eine blutbefleckte Seite weniger und die Kirche, deren Herrschaft die Milde ist, würde für Gottes Sache mehr Irrgläubige gewonnen haben, als jener grauenvolle Kreuzzug deren vernichtete.

III.

Begegnung Diegos und Dominiks mit den drei Legaten zu Montpellier. — Die Sendung Dominiks beginnt. — Seine ersten Wunder. — Seine Erfolge in den Unterredungen mit den Ketzern. — Gründung des Klosters von Prouille. — Diegos Tod. (1206—1208.)

Die Ketzerei, welche den Mittag Frankreichs verzehrte, war zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts die geheime Plage der Kirche, um nicht zu sagen, ihr Gewissensbiß. Eine seit dem Jahre 1176 von Papst Alexander berufene Synode befahl den Stiftern der Ketzerei zu erscheinen und diese Synode, indem sie die Macht, die Zahl und das Uebergewicht der Feinde der Kirche noch lebendiger hervortreten ließ, hatte den Abgrund nur erweitert. Eine Gesandtschaft, die in friedlicher Absicht nach Toulouse gekommen, zog unverrichteter Dinge wieder ab. Toulouse war es eben, wo seit den ersten Jahrhunderten der christlichen Aera der alte Sauerteig des Arianismus gährte. Die Kirche verachtet, verlassen, in allen Gebieten des Provençal-Landes verrathen, der Irrthum im Triumphe, stolz auf die Unterstützung der Herren und sich durch eine zügellose Intoleranz grausam an der orthodoxen Herrschaft der Kirche rächend, unter so traurigen Verhältnissen ging das zwölfte Jahrhundert seinem Ende zu.

Drei Legaten Arnold Amalric, Abt von Cîteaux, Rudolph und Peter von Castelnau traten 1206 in Montpellier zusammen,

wo sie über den schwachen Erfolg ihrer Sendung untereinander berathschlagten, während ihre Stimmung tiefe Niedergeschlagenheit verrieth. Man lerne aus ihrem Briefwechsel mit dem Papste den Ausdruck ihrer Entmuthigung und ihrer Traurigkeit kennen, wovon sie gegenüber der gleichgiltigen oder bedrohlichen Kezerei erfaßt worden. Was wollt ihr? rief das Volk; wir sehen auf der Seite der Neuerer Strenge und Einfachheit der Sitte.

Das war die Beschwerde, die man beständig der Kirche entgegenhielt, ihr Reichthum, ihr Luxus. Die Stifter der Kezerei hatten gar wunderbar begriffen, welchen Einfluß eine Art strengen Lebens auf den Volksgeist, der immer zur Ironie und zum Mißtrauen hinneigt, ausübe. Es scheint, daß die Wahrheit sich schlecht mit dem Reichthum verträgt und die Menschen eine Lehre immer nach dem Leben jener, welche sie lehren, zu beurtheilen pflegen. Das niedere Volk weiß jederzeit demjenigen Dank, der sich ihm durch seine Lebensweise zu nähern versteht; freiwillige Armuth und Einfachheit der Sitten, das sind die Titel, welche das Apostolat beim Volke beglaubigen.

Die Legaten waren Männer, die entflammt für den Glauben einen entschlossenen, unbeugsamen Charakter besaßen und unfähig, nachzugeben, auch durch Drohungen sich nicht einschüchtern ließen. Es muß also Keinen in Erstaunen setzen, wenn sie bei der verirrten Bevölkerung so wenig Sympathie und Vertrauen fanden. Ihr Glaube empörte sich, ihr Stolz lehnte sich dagegen auf. Ihre Seele entmuthigte sich immer mehr und mehr, wenn sie sahen, wie sich mit jedem Tage die Debe um sie vergrößerte. Sie waren nahe daran, einer Art von Verzweiflung als Opfer zu verfallen, als sie erfuhren, daß ein spanischer Bischof von großem Rufe und ehrwürdigem Alter innerhalb der Mauern der Stadt verweile. Sie baten ihn,

sich zu ihnen zu verfügen, und sie empfingen ihn mit Ehren, indem sie ihm ihre Besorgnisse, die Niedergeschlagenheit ihrer Seelen und die Fruchtlosigkeit ihres Eifers anvertrauten.

„Diego, erzählt Constantin von Orviedo, entflammt vom heiligen Geist, ertheilte den Rath, die nutzlosen Waffen Sauls von sich zu werfen und mit demüthiger, schwacher Hand die für Goliath so tödtliche Schleuder Davids zu ergreifen. Prediget, rief er ihnen zu, prediget von Jesus Christus, der arm auf dem Pfade der Armuth dahinwandelte, schlägt den bösen Nagel mit einem guten heraus. Vor dem triumphirenden Anblick der wahren Heiligkeit und wenn das, was das Wort kundgibt, das Leben bestätigt, wird die Lüge eurer Gegner zu Schanden werden. So sprach er und gesellte zu diesem Rathe das eigene Beispiel, er schickte über die Pyrenäen seine Pferde, sein Gefolge, seine Begleiter zurück und beließ um seine Person nur eine ganz kleine Anzahl Priester, unter denen sich Dominikus befand.

Die falsche Demuth der Kexer durch die wahrhafteste Demuth anzugreifen, der Kexerei in den Augen des Volkes ihr größtes Blendwerk, den Zauber der Armuth zu nehmen und der Kirche den wahren, von der Irrlehre sich angemachten Charakter wieder zu geben, in diesen Worten lag der ganze Plan des Bischofs Diego.

Zur Ehre der Legaten sei es gesagt, daß sie ohne Ueberwindung auf die Ansichten des heiligen Prälaten eingingen und Montpellier sah das rührende Schauspiel, wie das fromme Gefolge der Abgesandten der Wahrheit die Mauern der Stadt verließ, um unter das Landvolk zu gehen. Ihre einzigen Waffen, wie Diego ihnen anempfahl, sollten Enthaltksamkeit, Geduld und Demuth, ihre eigentliche Würde die Sanftmuth sein. So durchzogen sie die Provence, das Evangelium lehrend, predigend

und von ihren nackten Füßen kaum den Staub abschüttelnd an den Schwellen der Kirchen, worin sie das Volk unterrichteten und der Schlösser, wohin sie die Ketzer zu öffentlichen Besprechungen luden. Hier war es nun, daß das tiefe Wissen, die durchdringende Dialektik und die evangelische Beredsamkeit des Unterpriors von Osma, Dominikus, im schimmernden Glanze strahlten. Vor den Thoren von Montpellier hatte seine neue Mission begonnen, die nunmehr die Mission seines Lebens sein sollte. Seine ganze Existenz war nichts mehr als eine lange Arbeit, als ein beständiger Kampf gegen den Irrthum, ja noch mehr, ein fortdauernder, aber mit welchen Qualen, mit welchen Gefahren verbundener Sieg über feindselige Vorurtheile, über irreführte Seelen, über erbitterte und entrüstete Völkerschaften, welche den grausamen Ehrgeiz einiger Menschen, die in der Maske der heiligen Wahrheit einhergingen, für lautere Wahrheit nahmen.

Die ersten Schritte des frommen Dominikus waren von Wundern bezeichnet. Gott gab seine Gnade an diesem seinem Diener in besonderer Weise zu erkennen. Schon in den ersten Tagen kam der Name des Dominikus durch ein glänzendes Wunder in großen Ruf, der sich bis zur Verehrung bei den Ketzern steigerte. Wir lassen Pierre von Beauc-Cernay den wunderbaren Vorgang erzählen.

„Nach einer Unterredung mit den Albigenfern brachte Dominikus die Hauptargumente, worauf seine Polemik gegen die Irrlehren sich stützte, zu Papier und das Manuscript vertraute er Einem seiner Gegner, der ihm versprochen hatte, über die darin enthaltenen Einwendungen nachzudenken. Einst zu Nacht waren die Ketzer um einen Herd versammelt. Derjenige von ihnen, dem der Mann Gottes das Manuscript anvertraut hatte, ließ dasselbe vor seinen Genossen sehen; diese aber von einem

sonderbaren Gedanken erfaßt, schrien, man müsse die fromme Schrift ins Feuer werfen: Wenn Gott dieselbe anerkennt, wird er sie auch retten. Das Manuscript, das dreimal in die Flammen geworfen worden, wurde dreimal von denselben herausgestoßen. Der Schreck war allgemein; aber die Ketzer in ihrer Verkehrtheit beharrend, verbanden sich in einem Eide, das Wunder nie zu verrathen. Ein Soldat, der sich unter ihnen befand, verbreitete den Vorfall." Zu Montreal, in einer nächtlichen Versammlung der Abigenfer hatte diese seltsame Scene stattgehabt. Die fromme Legende bewahrte diese Thatfache mit andern Kennzeichen jener Tage. Nichts war auch natürlicher, als daß dieser Versuch, das geschriebene Wort des Missionärs einer Feuerprobe zu unterziehen, als richterliche Garantie, als Bürgschaft eines Gottesurtheils zugelassen wurde.

Indessen setzte Dominikus das mühselige Geschäft des Predigens fort; den Irrthum scharf ins Auge fassend, trotzte er entschlossenen Herzens dem Urtheil der Ketzer, welche er zu Richtern in seinen Vorträgen bestellte, auf diese Weise der Aufrichtigkeit seiner Gegner selbst, oder vielmehr der unwiderstehlichen Kraft der Wahrheit sich anvertrauend. Es ist dieß eine hochherzige Kühnheit der Ueberzeugung, die oft mehr Triumphe mit sich im Gefolge führt, als die umsichtigste Klugheit. Fünfhundert Ketzer legten ihre Irrlehre zu Montreal in Diego's Hände nieder. Zu Pamiers fand eine denkwürdige Besprechung statt, welcher Raymond-Roger mit seiner ganzen Familie beiwohnte. Frauen selbst hatten sich dazu eingefunden. In diesem classischen Lande der Galanterie hatten die Liebeshöfe die Frauen daran gewöhnt, in allen Versammlungen ihren Platz einzunehmen und selbst bei diesen feierlichen Zusammenkünften, in denen es sich um die großen Interessen des Glaubens handelte, hielten sie sich nicht für überflüssig. Man erzählt, daß bei dieser

Versammlung zu Pamiers eine Schwester Roger's, Gemahlin des Herrn von Fle-Jordan, Namens Claramunde, es versuchte, sich in den Streit zu mischen und verwegen ein Argument zu Gunsten der Keger vorbrachte. Aber die katholischen Doctoren waren daran nicht gewöhnt, Frauen ihren Besprechungen beiwohnen zu sehen; Claramunde zog sich bei dieser Gelegenheit die harte Apostrophe zu: das Weib solle bei seinem Spinnrocken bleiben, und man kümmerte sich nicht weiter um sie.

Ein Keger, Arnold von Campranhan, führte in dieser Versammlung als Schiedsrichter den Vorsitz. Er wurde von der Wahrheit erleuchtet und eine große Menge folgte seinem Beispiele. Unter den Versammelten befand sich auch Durand de Huesca, welcher später der Vater der „Congregation der armen katholischen Brüder“ wurde.

Um diese Zeit bestieg Fulco, Mönch von Citeaux den bischöflichen Stuhl von Toulouse. Nachdem die regellose und gewaltthätige Erhebung Rahmunds von Rabenstems der Kirche zur Schande und dem Kegerthum zur Freude gereicht hatte, war es für die Rechtgläubigen ein lebendiger Trost, den neuen Prälaten durch kanonische Wahl dem Aufgebrungenen folgen zu sehen. Bevor jedoch Fulco in den Priesterstand getreten war, hatte er ein ganz sonderbares Leben in der Welt geführt. Schön, lebhaft, geistreich glänzte Fulco bei jenen Turnieren der wahren Wissenschaft, welche die Freude der fürstlichen Höfe bildete, vor allen Uebrigen. Er hatte gesungen, er hatte geliebt und von klisternen Gefühlen getrieben, wie seine Gefänge sie offenbarten, hatte er sein Leben unter fantastischen Leidenschaften vergeudet. Da schlug für ihn die Stunde ernstlicher Eingebungen, der Tod hatte nämlich zu wiederholten Malen die Gegenstände seiner zärtlichsten Neigung dahingerafft. Er entsagte dem Treiben eines Jahrhunderts, das mehr denn einmal von seinen Aben-

teuern, von seinen Gefängen aufgeregt worden war, und er trat in den Orden von Citeaux, von wo er 1206 den Bischofsitz von Toulouse bestieg und in seine neue Würde die Strenge einer Seele, welche spät dem Glauben sich zugewendet und die Heftigkeit einer Leidenschaft mitbrachte, welche wohl das Object nicht aber ihre Form gewechselt hatte.

Nach der Zusammenkunft zu Montpellier hatte Arnold, der berühmte Abt von Citeaux, die Provence verlassen, um dem General-Capitel seines Ordens in Person vorzusitzen. Nachdem das Kapitel zu Ende war, machte er sich mit zwölf Mönchen auf den Weg, getreu dem Rathe des Bischofs von Osma folgend und Armuth angelobend, die, ob sie nun aus Hingebung oder freiwillig angestrebt worden, in den Augen Gottes und der Menschen immer verdienstlich bleibt. Unter dem hehren Einflusse Diego's begannen sie im Garten des Herrn zu arbeiten. Aus dem Zeugniß der Chroniken erhellet aber, daß der Orden der Cisterzienser mit den Regern weit weniger glücklich war als der Bischof Osma und seine frommen Gefährten. Die Mönche dieses Ordens, die viel zu mächtig geworden, um wahrhaft demüthig zu sein, bedienten sich aller Wahrscheinlichkeit nach bei ihren Unterweisungen jener Strenge in der Herrschaft, jenes Uebermaßes in der Energie, jenes Mißbrauchs in der Obergewalt, welche sie auch später in den Krieg mitbrachten. Ihr Einfluß machte sich nur in der äußersten Entschlossenheit und im beständigen Kampfe fühlbar. Wenn sich die Ereignisse beschwichtigt hatten und der Sieg die ruhige Frucht der Ueberzeugung geworden war, verschwand er allmählig. Die beiden Gestalten Diegos und Dominiks, von einem übernatürlichen Strahle der Gnade und Milde beleuchtet, traten so oft es geschehen kann immer wieder klar auf dem Hintergrunde dieses

Gemäldes hervor, worauf sich die dunkeln Gestalten Arnolds und Fulcos unruhig verwirren.

Die Sanftmuth ist es, durch die wir immer Diego und Dominik kämpfen sehen, die Sanftmuth ist es, die Beiden zum Siege verhilft. Ja man muß sehr oberflächlich die Annalen jener Zeit gelesen haben, um die Anschuldigungen, welche man an den Namen des Dominikus knüpft, zu wiederholen, den eine bizarre Ungerechtigkeit der Meinung mit dem unheimlichen Andenken der Inquisition und des Albigenser-Krieges in Verbindung bringt.

Das Jahr 1206 durch so viele apostolische Werke und so viele Bekehrungen bezeichnet, sah noch ein Institut erstehen, welches als der Anfang oder doch als der erste Versuch des künftigen Ordens angesehen werden kann. Wir meinen nämlich die Gründung des Klosters von Prouille. Dieses Kloster war nach Diegos und Dominiks Absicht nicht allein ein offenes Asyl der Schwäche und Frömmigkeit, es war auch, und zwar vor Allem eine gegen die Ketzerei errichtete Feste. Dominik hatte die geheimsten Triebfedern in der Tactik der Irrlehren wahrgenommen. Er hatte insbesondere die besonnene Thätigkeit ihrer Bekehrungssucht bemerkt, da sie unter allen erdenklichen Vorwänden sich ins Heiligthum der Familie schlichen. Eine der gewöhnlichsten Fellen, welche die Keger den Seelen, die sie gewinnen wollten, stellten, war das an vornehme in Armuth gesunkene Familien gestellte Anerbieten, ihre Kinder, insbesondere die jungen Mädchen zu erziehen, und ihnen eine den frühern Verhältnissen ihrer Familie entsprechende Ausbildung zu geben. Dieses Anerbieten verführte genug Mütter und nach Ablauf weniger Jahre brachte das junge Mädchen an den häuslichen Herd die Erziehung und die Lehren der Ketzerei zurück.²⁴⁾

Dominik griff das Ketherthum in den Mitteln seiner Pro-

paganda an. Er eröffnete ein frommes Haus, wo junge und arme Mädchen von vornehmer Abkunft eine Zuflucht eben so gegen die Leiden erniedrigten Stolzes wie gegen die Gefahren des Ackerthums fanden. Berengar, Erzbischof von Narbonne, Fulco von Toulouse und viel später Simon von Montfort gewährten dieser Anstalt ihren freien und wachsamem Schutz, und das heilige, durch die Tugenden des Dominikus gesegnete Haus konnte die traurigen Ereignisse des Krieges überstehen, ohne im Frieden des Gebetes und der Betrachtung gestört zu werden. „Unsere liebe Frau zu Prouille“ ist gleichsam die Wiege des Prediger-Ordens. Wunderbares Gesetz der Vorsehung, das an die Seite jeder Wiege das Weib stellt. Die Nonnen von Prouille sind die Mütter und Schwestern der Dominikaner. Und die große in Jesus Christus vereinigte Familie rühmt sich stolz eines und desselben Stammvaters.

Mittlerweile hatte sich Diego beeilt, ganz dem unternommenen Werke zu leben, und das Ackerthum durch die doppelte Kraft des Beispiels und der Predigt auszurotten. Er wollte dann in seine Diözese zurückkehren, um daselbst seine Angelegenheiten zu ordnen, vielleicht um sein Amt niederzulegen. Er ging daher über die Pyrenäen und ließ an der bereits theilweise aufgegrabenen Furche einen Arbeiter zurück, dessen gesegnete Hände einen Gott gefälligen Samen austreuten. Doch sollte Diego seinen Freund nicht wieder sehen. Die Vorsehung bezeichnete ihm als Grabstätte dieselbe Stelle, an der er so lange gelebt, im Schooße seiner Diözese, in der Mitte seiner geliebten Heerde. Dominik verlor an ihm einen Freund, einen Vater. Richtiger gesagt, war Diego eigentlich der Vorläufer Dominiks, er hatte ihm den Pfad gewiesen, vorbereitet und geöffnet. Sobald der Pfad frei geworden war, rief der Himmel den heiligen Priester zu sich, und Dominik blieb allein

an der Spitze dieses Kreuzzugs des Wortes, welcher von wunderbarem Erfolge hätte begleitet sein können, wenn nicht der bewaffnete Kreuzzug der Gewalt die keimende Saat in den Wellen des Blutes ertränkt hätte.

Dominikus blieb fast allein auf dem Kampfplatz gegen das Ketzerthum, mit der Waffe des Wortes zurück. Sein Bruder Rudolph war todt; Arnold war in Angelegenheiten seines Ordens abwesend; der berebte Guido von Vaux-Sernay hatte sich zurückgezogen. Peter von Castelnau war wohl da, aber Peter faßte diese Sendung von anderem Gesichtspunkte auf als Dominikus, nämlich mindestens ebenso vom politischen als vom religiösen. Denn seine Bemühungen gingen dahin, die Herren der Provence gegen den Grafen von Toulouse aufzuregen, der mehre Male bereits auf Bitten des heiligen Stuhles das Versprechen gegeben, die Ketzer zu vertreiben, und wenn er sich wieder sicher fühlte, nichts Eiligeres zu thun hatte, als sein Versprechen zu vergessen. In der That mengten sich in jener Zeit die politischen Fragen wesentlich mit den religiösen; sie stellten sich den Bischöfen und Würdenträgern der Kirche als Gewissensfragen dar, und die Kirche, diese große moralische Macht des Mittelalters, trat wie durch ihr inneres Gesetz selbst angetrieben in allen Vorfällen handelnd auf, wo das Interesse des Glaubens und der Moral auf dem Spiele stand. Sie betheiligte sich in jedem Falle daran, ohne jene weise Unterscheidung zwischen dem Zeitlichen und Geistigen zu machen, welche von der neuern Zeit geheiligt worden. Man muß also über das Schauspiel, welches die Kirche im Mittelalter darbietet, wo so oft auf das Anathem der Kriege gefolgt war, sich nicht wundern. Die Politik war noch nicht secularisirt und der Glaube stets bereit, jedes Mittel, selbst die Gewalt anzuwenden, um zum Siege zu gelangen.

Auf diese Weise pflegte man im dreizehnten Jahrhundert

die Dinge zu betrachten. Nur bemerken wir, daß in der Praxis nicht alle Glieder der Kirche in gleicher Weise vorgingen. So z. B. sehen wir nie, daß Dominikus, um das Ketzerthum zu bekämpfen, zu weltlichen Waffen die Zuflucht genommen habe. Er war ohne Zweifel nicht dagegen, und tadelte auch nicht, was vor seinen Augen vorging; aber wir werden Gelegenheit finden, die inhaltsschwere Wahrheit darzuthun, — eine Wahrheit, die fast paradox erscheinen könnte, da die Geschichte so sehr von der Leidenschaft ist verdunkelt worden, — daß Dominikus nie einen thätigen Antheil am Kreuzzuge genommen habe.

Die Annahme, daß Dominikus seit Diegos Tode mit seiner friedlichen Sendung ganz vereinzelt dastand, ist daher ganz natürlich. Nirgends erschien er mit Peter von Castelnau zugleich auf dem politischen Schauplatz. Unsere liebe Frau zu Prouille, die Besprechungen mit den Ketzern, sie machten sein Leben, seine Werke, seine Kämpfe aus.

IV.

Er mordung des Peter von Castelnau. — Krieg der Albigenfer. — Rolle des Ordens von Cîteaux in diesem Kreuzzuge. — Rolle des Dominikus. — Die Wahrheit dem Pampphlet gegenüber. — Wunder und Legenden. — Einsetzung des Rosenkranzes. (1208—1215.)

Im Anbeginne des J. 1208 rief ein schweres Verbrechen zu großer Rache gegen jene unglückseligen Gegenden auf, in denen die Keterei triumphirte. Nach einer zu Saint-Gilles gehaltenen Unterredung, wobei es von der einen wie von der andern Seite scharf und heftig zugegangen war, ließ Graf Raymond etliche Worte des Zorns und der Drohung gegen Peter von Castelnau fallen. Einer jener Fanatiker, welche ihren knechtischen Sinn bis zum Verbrechen steigern, fing diese Worte auf, und am 15. Jänner sank Peter von Castelnau an den Ufern der Rhone als ein Opfer des Mordes. War Raymond Mitschuldiger dieser Unthat? hatte er die Hand des Mörders bewaffnet? Dornenvolle Frage, die wir nicht zu lösen vermögen. Mit hartnäckiger Entrüstung stieß Raymond immer jeden Verdacht der Mitschuld von sich. Wir fügen nur noch hinzu, daß er nie überwiesen worden.

Aber das von einem Vasallen des Grafen vergossene Blut des Legaten ließ den Zorn der Kirche überwallen. Die Gefährten des Legaten erstatteten ihren Bericht nach Rom, indem sie Raymond förmlich anklagten. Innocenz III. rief die Christenheit zu den Waffen auf, und seine Thätigkeit erzielte in Europa

eine gewaltige Bewegung der Meinung und des Hasses gegen die Ketzer. Der Kreuzzug wurde überall gepredigt. Die Albigenser wurden vom Papste selbst für gefährlichere Feinde als die Sarazenen bezeichnet. Der König von Frankreich und der König von England wurden geradezu aufgefodert, ihren eigenen Zwistigkeiten ein Ende zu machen, um mit einmüthiger Kraft die „Wuth der Ketzerei“ zu brechen. An Alle, die sich dem Kreuzzuge anschlossen, machte man die größten geistlichen Versprechungen; alle kirchlichen Gnaden wurden jenen zuerkannt, die im Kampfe fallen sollten. Der einem Martyrthum gleichgestellte Krieg, der unglaubliche Eifer der Mönche von Cîteaux, endlich die Entrüstung, welche bei dem bloßen Worte: Ketzerei sich offenbarte, alles dieß schaffte den Legaten bald eine Armee. Dabei müssen wir noch bedenken, daß es hinter diesem großen Kampfe der Kirche noch einen Kampf der Racen gab; denn der Norden Frankreichs stellte sich zu Muret dem mittäglichen Frankreich gegenüber.

Wir wollen uns nicht in eine Erzählung der vielen Unfälle dieses Kampfes einlassen. Dieser Kreuzzug war eine Kette von Unheil für beide Parteien; nicht für die Albigenser allein, deren Vorgehen so grausam gestraft wurde, sondern auch für die Kreuzfahrer, welche nur zu oft in diesem Kriege den Namen und die Sache der Wahrheit befleckten. In diesen zehn Jahren ist dieses ganze leidenschaftliche Jahrhundert enthalten; ein flammender Glaube war die erste Triebfeder des Krieges; die aufgestachelten Begierden, Durst nach Blutvergießen, Durst nach Gold und Besitz und dann alle schlechten Leidenschaften wurden unter dem Vorwande, den Glauben zu vertheidigen, entfesselt. Aber selbst in dieser ehebrecherischen Verbindung des Ehrgeizes und der Demuth, wie Simon von Montfort war, gab es ohne Zweifel aufrichtige Seelen. Aber bedauern wir

nicht eine Zeit, wo solche Verirrungen auftauchen konnten, und wo Simon von Montfort, der die Augen einer gefangenen Mannschaft ausstechen ließ, sich für einen Ritter der Kirche hielt; wir wollen nicht die Zeit bedauern, in der die Kirche selbst das Kegerthum mit dem Schwerte verfolgte und in welcher Arnold von Citeaux, diese Angesichts des vergossenen Blutes erbarmungslos gebliebene Seele, sich den Legaten des Papstes nennen und für den Stellvertreter Gottes halten konnte.

Dies Alles läßt uns unbekümmert und wir preisen uns deßhalb glücklich, denn es ist dieß ein Beweis, daß Dominikus mit allem diesem Wehe, mit diesem zügellosen Wüthen, mit diesem Werke des Blutvergießens, mit dieser Politik, die nie aufhörte, zu verfolgen, mit allen diesen Verwüstungen, wo über den Trümmern des Hauses von Toulouse die Größe des Grafen von Montfort sich erhob, nichts zu schaffen hatte. Daß Graf Raymond in den Wechselfällen seiner Unterwerfung und seines Aufrufes mehre Male meineidig geworden; daß sein Arm sich mehre Male geweigert, die Katholiken gegen die Anmaßungen der Ketzerei zu vertheidigen: daß er sogar oft seinen Lippen einen oder den andern Sarcasmus entschlüpfen ließ, wodurch er schon seiner Partei oder der Sache, für die er einstand, ein Unrecht anthat; daß er bei mehreren Anlässen eine schuldvolle Parteilichkeit und eine Hartnäckigkeit im Irrthum, die er mit falscher Unterwürfigkeit und mit listigen Versprechungen mischte, bewiesen hatte, daß es endlich nöthig geworden, selbst durch eine zeitlich angewendete Gewalt die verfolgte oder verrathene Kirche zu befreien; Alles dieß geben wir zu, obgleich wir dafür halten, daß Waffen immer schlechte Dienste der Sache der Wahrheit leisten. Aber einen Krieg des Katholicismus zu einem Kriege der Geschlechter, dann zu einem Duell auf Leben und Tod zwischen zwei Häusern werden lassen, unerhörte Grausamkeit und uner-

fäthlichen Ehrgeiz unter der Hülle heiligen Vorwandes verbergen, verdient dieß nicht scharfen und entrüsteten Tadel? Mit den aufrichtigen Katholiken, welche die Sache der Wahrheit noch nicht bloßzustellen glauben, wenn sie die Uebergriffe einer Partei verdammen, haben wir nur Seufzer für die Kirche, welche in diese Angelegenheit von erbarmungslosen Zwischenhändeln verwickelt worden, für den Papst, den die Mönche von Citeaux verrathen und getäuscht haben, und für diese schönen und reichen Lande, welche eine Beute verabscheuungswürdiger Verwüstung und, o Grauen, dieß sagen zu müssen, gleichsam die Spolia Opima dieses Gladiators des Glaubens, des Grafen von Montfort geworden.

Zur Ehre der menschlichen Natur, der Kirche und des Dominikus wiederholen wir, der fromme Missionär lebte ganz abseits von dieser thätigen und blutigen Politik. Nirgend erscheint in diese Kämpfe gemengt sein Name, während man auf jeder Seite der düstern Annalen, die uns darüber berichten, den Namen des Abts von Citeaux findet. Seine Hand blieb rein, wie seine Seele; durch welchen Hohn des Geschicks blieb es nicht auch sein Name? Durch welche Ungerechtigkeit der Meinung stellt uns ein verbreitetes Vorurtheil Dominikus als einen Aufreizer, als einen Rathgeber dieser Feindseligkeiten, als den Stifter der Inquisition, als den Lieferanten der Scheiterhaufen, als das Schwert der Kreuzritter dar? Es ist dieß wieder eine jener durch die Ueberlieferung fortgepflanzten Verleumdungen, welche mit der Zeit den bestimmten Charakter der Wahrheit annehmen, und wovon die Geschichte gereinigt werden muß.

Bei Niemanden hat aber diese Verleumdung einen entschiedeneren, ja wir möchten sagen, einen naiveren Vertreter, wenn es bei Parteiansichten überhaupt eine Naivität

geben kann, als bei Herrn von Sismondi gefunden, der folgende unglaubliche Zeilen geschrieben: „Während die Bernardiner die Soldaten für das Kreuz warben, beauftragte Innocenz III. eine neue Brüderschaft, an deren Spitze er einen Spanier, den heiligen Dominikus stellte, sich mitten unter die Ketzer zu begeben, zu Fuß, zwei zu zwei ihre Dörfer zu durchwandern, den Glauben in ihrer Mitte zu predigen und auf dem Wege des Vertrauens genaue Nachrichten über Namen, Zahl und Aufenthalt derjenigen zu bekommen, die sich von der Kirche losgesagt, um sie dann verbrennen zu lassen, ehe sie zu stark geworden.“ Darin liegt weniger Nachsicht, ja weniger Geist, als bei Voltaire, wohl verstanden, als selbst bei Voltaire. Es ist dieß eine plumpe Verleumdung in gewichtigen Worten.

Sollte dergleichen nicht wenigstens durch etliche Documente unterstützt werden? Eine, wenn auch auffallende, doch unbestreitbare Thatsache ist der völlige Mangel aller Beweise. Schwankende Meinungen, in die Luft gesprochene Phrasen, Behauptungen der Parteien, das ist auch Alles. Nichts, absolut nichts beweist den politischen Antheil des spanischen Missionärs. Und doch, wenn von Seite des Dominikus nur Eine Thatsache, eine einzige bestimmte Thatsache vorläge, wie sollte man glauben, daß sie von der Menge der Chronisten jener Zeit und von der großen Anzahl der Biographen des Heiligen übergangen worden wäre?

Wir schließen die Frage ab, und ohne einen Satz der Geschichte zu behandeln, behaupten wir, daß Dominikus nicht der Stifter der Inquisition ist. Man vernehme das gewichtige Wort: Es ist nur eine Beschwerde des Volkes, womit die Historiker die einen zu leidenschaftlich, die andern zu leichtgläubig, das Andenken des Missionärs belastet haben. Unser erstes Argument leitet sich aus der Abwesenheit jedes bestimmten Beweises her.

Andererseits finden sich Beweise für das Gegentheil im

Ueberfluß vor. Das wahre Datum der Inquisition ist jenes des vierten Lateranischen Concils 1215. Welchen Inhalt hat das Decret? Das Aufspüren des Ketzenthums wird den Bischöfen und ihren Abgeordneten, welche zu diesem Geschäfte zwei oder drei erprobte Laien verwenden können, übertragen. Dominikus wohnte diesem Concil bei. Im Decret ist von ihm gar keine Rede, auch nicht von seinem werdenden Orden. Die Inquisition stellt sich wie eine ausschließlich episcopale Einrichtung dar. Erst im J. 1232 unter dem Papst Gregor IX. und auf dem Concil zu Toulouse wechselt die Inquisition ihren Charakter und wurde Mönchen, die nicht zur Diözese gehörten, vor allen den Dominikanern anvertraut. Aber im J. 1232 war Dominikus bereits seit zehn Jahren todt.

Die Bollandisten, diese ausführlichen und gewissenhaften Berichterstatter in geschichtlichen Sachen, sind ausgesprochene Parteigänger für die „Hinrichtungen der Ketz.“ In ihren Augen hätte es für Dominikus zu unendlichem Ruhm gereicht, wenn er der erste Inquisitor gewesen wäre, welche Würde die schonungslose Bewunderung etlicher Dominikaner zu seinen Gunsten für ihn in Anspruch nimmt.

Aber Ehard, dieser unterrichtete und rechtliche Dominikaner beweist die Unrichtigkeit dieser Ansprüche, und seine Gründe sind so triftig, daß die Bollandisten, obgleich mit schwerem Herzen, dieselben doch gelten lassen. Genügt dieß? Dieses Bedauern der Anhänger der Inquisition, ist es nicht ein genug starker Grund? Lacordaire hat mit Eifer diese ganze Polemik wieder aufgenommen. Dieser Grund ist ihm unsrer Ansicht nach entgangen.

Während der ganzen Dauer des Kreuzzugs begegnen wir nur selten dem Namen des Dominikus: er traute den ältern Sohn des Simon von Montfort, Grafen Amanah mit Beatrix,

Tochter des Dauphins von Vienne. Während der fürchterlichen Schlacht von Muret betet er mit den Bischöfen. Das ist alles. Einige Schenkungsurkunden und Zugeständnisse, zu Gunsten der Abtei von Prouille, von Montfort unterzeichnet, das einstimmige Zeugniß aller Chronisten bewiesen die hohe Achtung, welche der Graf für den Heiligen empfand. Daraus aber schließen zu wollen, daß Dominikus thätigen Antheil an der Politik dieses Kreuzzugs genommen, ist etwas, das Niemand, der bei Sinnen ist, wird versuchen wollen. Solche Sprache führt die Leidenschaft allein.

Doch wir irrten, indem wir sagten, daß wir niemals die Hand des Dominikus bei den Scheiterhaufen gewahren, welche von den Kreuzfahrern sind angezündet worden. Doch doch, einmal; aber man höre die Thatsache, es geschah — um einen Ketzer zu retten. „Eines Tages, erzählt Constantin von Orviedo, als man überwiesene aber hartnäckige Ketzer zur Hinrichtung führte, bemerkte Dominikus mitten unter ihnen einen gewissen Rahmund, er richtete auf ihn seinen Blick, als wenn er auf dessen Stirn ein geheimnißvolles Zeichen gesehen hätte. Rast den Mann seitwärts treten, rief er den Henkern zu; dann sich zu ihm wendend, ermahnte er ihn mit Milde: „ich weiß es, sprach er zu ihm, o mein Sohn, ja ich weiß es, du wirst eines Tags ein Mensch des Heils, du wirst ein Heiliger werden. Wunderbar! Rahmund wurde in Freiheit gesetzt, hing noch etwa zehn Jahre der Ketzerlehre an, aber endlich, von der göttlichen Gnade erleuchtet, bekehrte er sich und trat in den Orden, wo er sein Leben in seligem Tode endete.

Worin bestand denn dieser vorläufige Vorgang der Ueberzeugung, welcher bei den Ketzern statt hatte? Nach der lichtvollen Darstellung Lacordaire's bestand er in dem letzten Versuche der dem Ketzer beigegebenen Priester, in einer letzten Be-

mühung, das Opfer zu retten. Man bewies ihm die Ungesetzlichkeit der Ketzerei, die Falschheit der Lehren; man versuchte es, ihn aufzuklären, um ihn zu bekehren, um ihn dem Tode zu entreißen. Dominikus erfüllte etliche Male diese Pflicht. „Daraus aber, wie Lacordaire an einer bestimmten Stelle sagt, die nicht genug citirt werden kann, die Anklage der Härte gegen die Kexer ableiten, heißt den Priester, der dem Verurtheilten Beistand leistet, mit dem Richter verwechseln, der ihn verurtheilt oder mit dem Henker, der ihn tödtet. Später wurde diese „Uebersetzung“ wohl etwas ganz anderes; nämlich die vorangehende Vorbereitung der kirchlichen Richter, ehe die weltlichen Vollstrecker, ihr Urtheil und ihre Henker dazwischen traten. In der Epoche, von welcher wir sprechen, gab es keine richterlichen Urtheile: damals gab es nur Verdammungen der Kriegsgefangenen in Masse. Es bleibt uns um diese Frage zu Ende zu bringen, nur noch übrig, den Nachweis zu führen, wie sich dieser Irrthum bilden konnte, der so sehr die Achtung und Bewunderung geschmälert, wovon das Andenken des heil. Dominikus in der Geschichte eben so begleitet sein sollte, wie es dies in der Kirche ist.

Die Ursache dieser historischen Verleumdung war eine falsche Folgerung. Wenn es nun einmal bestimmt ist, daß der heilige Dominikus die Inquisition nicht gestiftet hat, so ist es auch nicht weniger bestimmt, daß höchstens ein halbes Jahrhundert nach seinem Tode die Tribunale des Glaubens dem Urtheile der Dominikaner anheimgestellt waren. Diese Thatfache allein genügt uns. Die Geschichte betrachtete die Sache nicht so nahe. Von den Dominikanern zum heil. Dominikus ist nur ein Sprung; eine zu bereitwillige Folgerung erleichtert denselben. Was ist natürlicher als die Annahme, daß wenn die Söhne an der Inquisition Theil genommen haben, der Vater der Stifter dieses Instituts gewesen sei. Zum Unglück ist diese Thatfache falsch.

Von allen Zeitgenossen, die sein Leben erzählen, legt ihm auch nicht Einer einen Act der Inquisition bei. Wir wollen nur von seinen Zeitgenossen reden. Von allen Päpsten, die an ihn Bullen, Breven, Diplome richten, gibt ihm auch nicht Einer den Titel, noch überträgt er ihm die Functionen eines Inquisitors. Wir dächten, dieß genügt über diese traurige und heilsiche Frage. Wir wollen nur noch Eins sagen. Wenn dieser Fehler sich mit unglaublicher Leichtigkeit verbreitet hatte, so liegt derselbe wenigstens zum Theile in dem zügellosen und verwegenen Eifer einiger Dominikaner der frühern Zeiten, welche zur Verherrlichung ihres geistlichen Vaters, den Gedanken erfaßt hatten, ihm um jeden Preis die Ehre zukommen zu lassen, daß er bei Entstehung der Inquisition den Vorsitz geführt habe. Das was anfänglich die Unbesonnenheit eines apocryphen Lobes gewesen, wurde in der Folge der Zeit eine Verleumdung der Geschichte.

Was that der heil. Dominikus während des Krieges? Mitten im Staub und im Blute der Schlachten verlieren wir seine Spuren. Kaum finden wir während sechs Jahren seinen Namen; dann aber zeigt sich dieser Name, sei es nun in Verbindung mit einer Legende, oder bezeichnet durch ein Wunder oder durch eine fromme Anstalt. Darin ist sicher nur höchst Unschuldiges und in keiner Hinsicht Verlegendes zu entdecken; es gibt darin nichts, das den Grimm der historischen Pamphletisten rechtfertigte. Die Wunder und der Rosenkranz haben noch keinem Menschen etwas Uebles zugefügt.²⁵⁾

Die Dauer des Krieges hindurch setzte Dominikus sein Werk des Friedens fort, indem er immer seinen geraden Weg wandelte und dorthin eilte, wo das Regerrthum siegte. So schwebte er denn in beständiger Gefahr. Sein Leben war jeden Augenblick bedroht. Er aber, wie seine Biographen erzählen,

von einem unüberwindlichen Verlangen, diesen Kelch des Leidens zu trinken, beseelt, unterließ es nicht einmal, jene Orte zu besuchen, wo er wußte, daß seine Feinde ihn erwarteten. Er erschien ruhig, freudig, eifrig, während seine Seele in einem Gefange sich heiligte. Eines Tages fragten ihn die Ketzer, ob er denn nicht Furcht vor dem Tode habe. „Was hättet ihr gethan, sprachen sie zu ihm, wenn man sich Eurer bemächtigt hätte?“ — Der Athlet Christi antwortete darauf: „Ich hätte euch gebeten, mir nicht mit Einem Streiche das Leben zu nehmen, sondern meinen Körper zu verstümmeln und mich an allen meinen Gliedern leiden zu lassen. Aber, setzte er hinzu, ich bin dieses Martyrthums nicht würdig. Noch habe ich mich nicht genug verdient gemacht, um einen solchen Tod zu erleiden.“

Ein Ketzer gestand ihm eines Tages, daß er nur aus Armuth zu der Sache der Abigenser halte, daß ihn sein Elend zwingt, mit jenen zu gehen, die ihn ernähren. Der Heilige, im Grunde seines Herzens davon gerührt, wollte sich, um diese Seele aus ihrer Fessel zu befreien, selbst verkaufen und zum Sklaven, zum Miethling des Unglaubens machen. Gott wollte es anders und rettete in anderer Art den Ketzer, um seinen Diener zu erhalten.

Mit dem bewunderungswürdigen Scharfsinne des Herzens begriff er den Einfluß, den die Ketzerei durch den Anschein von Strenge auf die schwachen, aber frommen Gemüther übte. Er hatte es sich auferlegt, im Namen der wahren Demuth gegen die falsche, und mit den Waffen der wirklichen Armuth gegen jene verstellte Armuth zu kämpfen, die nur eine neue, aber die geeignetste Falle war, welche der Irrthum erfunden hatte. Das schweigsame Mittel, durch das eigene Beispiel zu predigen, gelang ihm oft. Man erzählt unter Anderm von einigen vornehmen Damen, die ihn und seine Gefährten während der

heiligen Zeit der Fasten gastfrei aufgenommen hatten. Beide waren mit Cilicien gekleidet, nährten sich nur von Wasser und Brod und brachten ganze Nächte auf dem nackten Boden liegend zu, indem sie keine Erleichterung in einer Lebensart zuließen, welche nur der lebendige Glaube und der reine Eifer wahrer Demuth auszuhalten vermochten. Die vornehmen Damen kehrten zur Lehre zurück, welche solche Kräfte der Seele verleiht.

Auch Wunder belohnten eine solche Hingebung. Ueberall auf seinen Wegen gewannen die Beseffenen die Gesundheit ihrer Seele wieder, auf einen Wink seiner mächtigen Hand flohen die verirrtten Dämonen.

Als während der Belagerung von Toulouse durch die Kreuzfahrer vierzig Engländer, welche sich nach St. Jacob von Compostella verfügten, die Stadt ob des Bannes, der auf ihr lastete, meiden wollten, schifften sie sich auf der Garonne ein. Die Barke, zu schwer beladen, verschwand mit Allen, die sich darin befanden, in den Fluthen des Stromes. Unfern davon betete Dominikus. Auf das Geschrei des Heeres, welches Zeuge dieser Catastrophe gewesen, eilte er ans Ufer, stürzte von Mitleid ergriffen zur Erde, und mit kreuzweis gefalteten Händen, nach einem kurzen, mit Seufzern gemischten Gebete, die Stirne von göttlichem Vertrauen erleuchtet, rief er aus: Im Namen Jesu Christi befehle ich Euch Allen, an diesem Gestade zu landen. Auf seinen Ruf erschienen die frommen Wallfahrer sämmtlich über dem Wasser und mit Hilfe der Lanzen, welche ihnen die herbeigeeilten Soldaten entgegenhielten, gewannen sie das Ufer.

Alle diese Tugenden erwarben ihm bei den Regern eine mit Furcht gemischte Achtung, bei den Ehtgläubigen eine enthusiastische Verehrung. Drei Capitel zugleich erwählten ihn zu ihrem Bischof, aber hartnäckig schlug er jede bischöfliche

Würde aus, und drohte mit Flucht, wenn man seiner Bescheidenheit Gewalt anthun wollte.

Auch die Gabe der Prophezeiung war ihm verliehen. Er sagte den Tod des Königs von Aragonien und die Art, wie der Krieg enden werde, voraus; die Heiligkeit umfloß ihn von allen Seiten. Sein Wort und seine Hand waren voll Wunder.

Um diese Zeit geschah es, daß der heil. Dominikus den Rosenkranz und die Bruderschaften, die ihn gemeinschaftlich beten sollten, einsetzte. Die heilige Jungfrau, die von ihm in einem besonderen Cultus verehrt wurde, verdankt seiner sinnigen Einsamkeit diese neue Form ihrer Verehrung, welche der Catholicismus mit so großem Eifer aufnehmen und weithin verbreiten sollte.²⁵⁾

Der Rosenkranz ist eine jener Bezeichnungen, worüber der Geist unserer Zeit lächelt. Wir sagen aber, daß diese einheitliche Form des englischen Grußes in einer festgesetzten Ordnung, die periodische Wiederkehr der nämlichen Gebete, den naiven Formen der volksthümlichen Andacht ganz besonders eigen sei. Ueberdies ist diese Monotonie lange nicht so beschaffen, wie man glaubt. Nach der Absicht des Stifters muß der Betende jeder neuen Reihe des Rosenkranzes einen besondern Sinn, die Betrachtung über eines der Mysterien der Erlösung unterlegen und zwar in solcher Weise, daß während die Andacht wiederholt wird, er sie doch an verschiedene Objecte richtet, wodurch er ein beständiges Vertiefen des Geistes, der sonst in der immerwährenden Monotonie der Ideen und Worte sich zerstreuen würde, bewirkt. Der Rosenkranz ist auf diese Art ein wörtliches Gebet zugleich mit einer Erhebung des Geistes. Er entspricht in bewunderungswürdiger Weise den Bedürfnissen einfältiger Seelen, die sich glücklich fühlen, für ihre Gebete einen Rahmen zu haben; und den Bedürfnissen frommer be-

geisterter Gemüther, für die es ganz zweckdienlich erscheint, den Aufschwung ihrer Seelen in einen begrenzten Horizont einzuschließen. Der Rosenkranz knüpft die Betrachtung an die Formel, und steigert die Formel bis zur Betrachtung; er verleiht dem freien Gedanken einen Körper, dem zur Gewohnheit gewordenen Gebete eine Seele, und wir halten dafür, daß es eben dieß ist, was die unerhörte Volksthümlichkeit dieser einfachen und doch erhabenen Gebetsform, dieser schönsten Andacht, wodurch die Kirche die Mutter des Erlösers zu verherrlichen verstanden, erklärt.

V.

Peter Cellani bietet dem heil. Dominikus sein Haus an. — Das Mönchsleben des Mittelalters. — Reise des heil. Dominikus nach Rom. — Genehmigung des Ordens der Prediger durch Innocenz III. — Begegnung des heil. Dominikus mit dem heil. Franziskus von Assisi. — Versammlung zu „Unserer Lieben Frau von Brouille.“ — Gründung des Ordens von Sanct Romain zu Toulouse. — Bestätigung des Ordens durch Honorius. (1215—1216.)

Im Jahre 1215 öffnete Toulouse seine Thore den Kreuzfahrern und der heil. Dominikus verfügte sich alsogleich dahin, in der Hoffnung den Siegern ihre Opfer, der Hölle Seelen zu entreißen. In seinem Geleite befanden sich vier Priester, die seine Tugend an ihn gefesselt hatte. Ein reicher und mächtiger Bürger der Stadt, Peter Cellani bot ihm sein eigenes Haus an, das zu den schönsten und größten von Toulouse gehörte und machte sich selbst anheischig, den Zwecken des heil. Mannes zu dienen. Ein beredter und geachteter Mann der Stadt, Namens Thomas, gesellte sich zu Peter und der heil. Dominikus sah bald um seine Person sechs ergebene Begleiter, eine unbedeutende Gesellschaft, die aber durch die wunderbare Propaganda der Demuth alsbald zum mächtigsten Orden sich gestalten sollte.

Es war noch wenig genug, aber welche Kraft entwickeln nicht sechs innig überzeugte Männer! — Nun dachte der heil. Dominikus mit Bestimmtheit daran, ein seit langer Zeit ausgesonnenes Vorhaben auszuführen. Es handelte sich darum, das regel-

mäßige während eines erfolgreichen zehnjährigen Apostolats vollendete Werk zu regeln; zur Höhe eines Instituts zu erheben, was in seinem vorangegangenen Leben nur ein Instinct, nur ein Aufschwung seiner eigenen Seele gewesen; mit einem Worte, einen Orden zu stiften, welcher nach einem großen Maßstabe die Doppelrolle des Predigens durch das Wort und die That erfassen und erfüllen sollte. Bisher vereinzelt in seinem Werke stehend, wollte er die Ernte vervielfachen, indem er die Saat vervielfachte.

Es war daher nöthig, einen neuen Orden zu schaffen. Die bestehenden Orden entsprachen seinem Zwecke nicht. Sie hatten ihre besondere Bestimmung, die weit entfernt war von der Absicht des heil. Dominikus. Die Klöster bildeten im Mittelalter eine eigene Welt; eine Welt für sich, unterabgetheilt in eine zahllose Menge von Provinzen, noch mehr unterschieden durch den Grad der Strenge, durch die Mannigfaltigkeit der Andachtsübungen, durch die Eigenthümlichkeit der Werke, als durch die Form und Farbe ihrer Gewänder.

Unter den religiösen Orden, die eine Art geistiges Vaterland inmitten des gemeinschaftlichen bilden, widmeten sich die Einen, wie die Benedictiner von Cluny, die Mönche von Cîteaux, die Karthäuser, schweren Arbeiten der Wissenschaft und dem Unterrichte; andere wie die Karmeliter und die Religiosen von Fonterrault brachten ihr Leben in Gebeten und Betrachtung zu; wieder andere wie die Antonisten und Trinitarier führten ein geschäftiges Leben, besorgten die Pflege der Ausfähigen, oder den Loskauf von Gefangenen. Sollen wir noch der großen Ritterorden erwähnen, dieser Kämpfer der Kirche, die stets auf den Füßen, den Degen in der Hand durch mehrere Jahrhunderte bald am Grabe des Erlösers, bald auf der Insel Rhodus, bald auf dem Felsen von Malta, überall aber bereit waren, das der Kirche zugefügte Unrecht zu rächen, und die unter-

drückte Frömmigkeit, ja die Civilisation selbst gegen die Räubereien der Piraten zu beschützen?

Das klösterliche Leben stellte sich also der Einbildungskraft unter den reichsten und wechselvollsten Gestaltungen dar. Hier war es die Schule, die Wissenschaft, die Begeisterung für Gott; dort das Hospital, und wieder der entblößte Degen, der das Kreuz stützte und beschützte.

Noch war aber damit nicht Alles gethan. Das klösterliche Leben hatte noch nicht sein letztes Wort gesprochen. Wenigstens waren die zwei reinsten, die zwei zart sinnigsten Seelen des dreizehnten Jahrhunderts, Franz von Assisi und Sanct Dominikus, dieser Ansicht. Beide schwärmten von etwas viel Besserem oder doch wesentlich Verschiedenem. Beide führten ihren Gedanken mit Entschlossenheit, mit gleicher Ueberzeugung und einem nicht zu bezweifelnden Erfolge aus.

Die Mönche von Citeaux oder Cluny waren zu sehr Mönche, die Templer waren zu sehr Ritter. Die Einen lebten zu viel im Schatten der Klostermauern, die andern zu viel im Weltgewoge, im Blute. Beide waren überdieß zu reich, und ihr sprichwörtlicher Reichtum war die Ursache von Sarcasmen, von vielleicht unverdienten, aber nichts desto weniger gefährlichen Angriffen. Der heil. Dominikus und der heil. Franziskus stellten sich zu gleicher Zeit dieselbe Frage und beide beantworteten sie in gleichem Sinne: sie schufen die „Bettlerorden.“

In ihren Gedanken lebte eine Art Ritterschaft der Armuth. Es war dieß eine Dürftigkeit, aus freien Stücken gewählt, und strenge geübt; es war eine Aufopferung aus eigenem Antriebe gleichsam als Sanction der Wahrheit, als Pfand der Hingebung. Ein klösterliches Leben zu schaffen, das weniger abgeschieden von der Menge geführt wurde, und sich durch seine Weise, durch seine Einfachheit, durch den täglichen Wechsel, durch Beschäf-

tigung jede Stunde dem Volke näherte; die Sphäre der mönchischen Thätigkeit auszudehnen, das Wissen des Mönchs mit der Aufopferung des Ritters zu verschmelzen, durch Wort und That das Volk zu belehren, es durch freiwillige Nachahmung der Armuth zu gewinnen, und auf diese Weise die Schranken verschwinden zu lassen, welche die Menge Verstoßener und Vergessener vom Herzen der zu reich gewordenen Kirche trennten, das war der herrliche Ehrgeiz dieser beiden großen Männer, dieser beiden großen Heiligen, das war der ideale Plan, den ihr kühner Gedanke für jene beiden Institutionen gebaut, die sich später Franziskaner und Dominikaner nannten. Für neue Bedürfnisse waren neue Opfer nöthig. Der heil. Dominikus hatte in der Nähe der Kezerei gelebt. Er wußte, daß bei den Kezern mehr Vorurtheil und Unwissenheit als Verderbtheit im Spiele war. Er begriff es, daß das sicherste Mittel, die reich gewordene Kirche gegen ein feindseliges Vorurtheil zu schützen, die freiwillige Armuth war, und daß durch beständiges Predigen die Bande der Unwissenheit, dieser Sklaverei der Seelen, gebrochen werden konnten.

Er beschloß daher, den Rest seines Lebens diesem großen Werke einer Institution zu widmen, deren specieller Zweck der Cultus und die Ausbreitung des Wortes Gottes, der Unterricht des Volkes, die Polemik gegen das Kezerthum, der Proselytismus der dem Dienste der Wahrheit gewidmeten Beredsamkeit, wodurch jene wie eine heilige Ansteckung durch alle Völker ihre Verbreitung fand, sein und bleiben sollte. Gewiß war dieß ein großer, ein erhabener Gedanke, aus ihm entsprang ein großer, ein mächtiger Orden. Dieser Orden sollte die Miliz der Kirche, die gegen Irrthum bewaffnete Miliz des Wortes werden; indem er Andern die einsamen Betrachtungen, die gelehrten Arbeiten und die langsamen Wirkungen der Schrift überließ, sollte er sich durch den freien Aufschwung eines begeisterten Herzens, das an das

Herz einer zahlreichen Zuhörerschaft schlägt, in direkte, in unmittelbare Verbindung mit dem Volke setzen. Die Meisterwerke der gelehrten Dialektik hatten doch nur eine kleine Zahl aufgeklärter Denker im Auge. Die Theologie der Bücher blieb für die Gläubigen ein versiegelter Brief. Dem lebendigen Worte blieb es vorbehalten, die Schätze der Wahrheit, welche sich in etliche Bücher, oder in etliche Seelen geflüchtet hatten, in einen ungeheuern Umlauf zu setzen. Der Orden der Prediger war demnach der Orden des lebendigen Wortes, der allenthalben vorbereiteten Theologie, der Wahrheit, die nicht mehr patrizisch wie in Schulen und Abhandlungen, sondern wahrhaft volksthümlich, Allen gemein und öffentlich sein sollte.

Der Orden war in der Kirche eine Nothwendigkeit geworden, in dem Maße als die Kirche, zu reich und in einem gewissen Sinne genommen, zu gelehrt geworden, sich von den Massen des Volkes unglücklicher Weise entfernte, indem sie durch ihre Pracht von dem Gemüthe des Volkes und durch die abstracten Formen der Wissenschaft von der schlichten Einsicht desselben sich schied. Während der heil. Franziskus das Band der Seelen durch die Stiftung der Minoriten (mineurs) wieder knüpfte und durch unglaubliche Sittenstrenge zum Volke zurückgekehrt war, dachte Dominikus daran, das Band der geistigen Kräfte durch die Einsetzung der Prediger von Neuem zu binden und sich dem Volke durch die Einfachheit der zum „Worte Gottes“ gewordenen Wissenschaft zu nähern. Doch ein Orden läßt sich nicht in einem Tage improvisiren. Man bedenke nur, mit welcher Sorgfalt dieser Mann Gottes jene große Idee reifen ließ, die seit zehn Jahren in seinem Geiste unter dem Einflusse Azevedo's gekieimt hatte. Es ist unwiderlegbar, daß der eigentliche Keim dieses Ordens in den berühmten Worten liegt, welche der Bischof von Osma an die Legaten gerichtet:

„Schickt euer Gepäck zurück, entblößt euch von allem Luxus, wandert zu Fuße, belehrend und predigend wie neue Apostel.“ Seit zehn Jahren trug Dominikus diesen großen Plan in sich. Endlich schien ihm Gott die Stunde bestimmt zu haben. Sechs Begleiter boten sich ihm dar, als dem natürlichen Oberhaupte einer großen noch unbekannten Unternehmung. Ein geheimer Instinkt drängte Alle in seine Nähe. Einer von ihnen bietet sein Haus, sein Vermögen. Die Elemente der Ordnung bestehen bereits: ein Vater, das ist Dominikus selbst; die Brüder, das sind seine Gefährten; eine Wohnung, ein provisorisches Kloster, ein materieller Mittelpunkt, der eben so wenig entbehrlich ist, als die Idee, der moralische Mittelpunkt des Ganzen. Das Haus hat Peter Cellani geschenkt. Der heil. Dominikus zögert nicht länger. Mit Fulco, dem Bischof von Toulouse, der sich zum lateranischen Concil begibt, reist er nach Rom, er nähert sich zum zweiten Male dem großen Papste Innocenz III. und verlangt von ihm die Genehmigung zur Stiftung eines Ordens, dessen besonderes Geschäft das Predigeramt sein würde.

Innocenz III. zögerte. Es war keine leichte Sache, einem Orden das absolute Recht des Predigens, dieses vorzugsweise apostolische Recht, dessen natürliche Besitzer die Bischöfe waren, zu übertragen. Ueberdieß hatten sich in den letzten Jahren die religiösen Orden im Occident in so großer Menge vermehrt, daß das Oberhaupt der Kirche mit Recht fürchtete, diese Verschiedenheit könnte eine Verwirrung hervorrufen, diese Vielheit eine Art Unordnung werden.

Die geistliche Kirche strebte an, daß die weltliche in ihr aufgehe. Das Kloster verschlang Alles. Es lag hierin eine Uebertreibung und demzufolge eine eigenthümliche Gefahr, welche dem Geiste des römischen Pontificats auffiel, der im Allgemeinen die Schwierigkeiten vorausah und einem, so zu

sagen erblichen Temperament gemäß gar keine Sympathie für neue Ueberspanntheiten oder für Institutionen empfand, die zu weit gegangen waren. Die politische und religiöse Weisheit Innocenz III. begriff es, daß auf Seite des klösterlichen Lebens eine Schwanfung im Gleichgewicht entstanden war, und von seinem Geiste geleitet hat das lateranische Concil ein ausdrückliches Verbot, neue Orden zu stiften, erlassen.

Man begreift daher, daß Innocenz III. zögern mußte, die geforderte Genehmigung zu ertheilen. Nur ein prophetischer Traum, in welchem ihm Dominikus erschien, wie er mit seinen Schultern die Kirche des Laterans stützte, konnte die Bedenken des Papstes besiegen. Er schickte nach dem heil. Manne, dem auserwählten Retter der Kirche, und ertheilte ihm die Bewilligung, welche den Gegenstand seiner Wünsche ausmachte, aber unter der ausdrücklichen Bedingung, daß Dominikus eine der bereits durch den Gebrauch geheiligten Regeln annehme, und er also auf eine schon erprobte Grundlage sein Haus baue. So war es denn Innocenz III., der in seiner höheren Einsicht die Festigkeit der damals unter den Ueberspanntheiten der Neuerungen leidenden Kirche begründete und ihre künftigen Interessen, die im Orden des heil. Dominikus so gewaltige Hilfsmittel fanden, sicherte. Er gestattete die neue Stiftung nur, indem er ihr eine Basis in der Vergangenheit gab. Er knüpfte den Fortschritt an die Ueberlieferung, ein Vorgang, der in der Welt der Politik wie der Wissenschaft zu den schwierigsten, aber auch zu den ersprißlichsten zählt.

Auf diese Reise nach Rom bezieht sich ein in den Jahrbüchern der Bettlerorden bemerkenswerther Umstand, der gleichsam ein Symbol jener Freundschaft war, die später die Mino-riten und Prediger auf immer verbinden sollte.

Als Dominikus eine Nacht im Gebete zubrachte, öffnete

sich der Himmel vor ihm: er sah Jesus Christus mit zornentflammtem Angesichte, wie er drei drohende Lanzen auf die Erde schleuderte. Mit flehender Geberde trat die Jungfrau dazwischen und stellte zur Sühne für die schuldvolle Welt zwei Männer, zwei Gerechte vor. In Einem von ihnen erkannte der heil. Dominikus seine Züge. O wer schildert die Freude, welche er darüber empfand. Der Andere war ihm unbekannt. Aber Tags darauf, in einer Kirche, deren Namen die Legende nicht nennt, gewahrte er plötzlich den heil. Franziskus, den er nie gesehen, und den Mann seiner himmlischen Erscheinung erkennend, warf er sich ihm in die Arme und rief aus: „Du bist mein Gefährte, wir wollen zusammen kämpfen und so lange wir vereinigt bleiben, wird Niemand über uns etwas vermögen.“ Darauf erzählte er ihm, was er gesehen hatte, und seit dieser Zeit waren sie Beide nur Ein Herz und Ein Sinn in Gott, und Jeder von ihnen hinterließ seiner geistigen Nachkommenschaft dieses große Beispiel der Eintracht und Innigkeit. Man würde zu weit gehen, wenn man mit Tacordaire sagen wollte, daß dieses Beispiel befolgt worden. Der berühmte Historiker scheint die hartnäckigen Kämpfe der Scottisten und Thomisten, die unter einer metaphysischen Form die unaufhörliche Rivalität der beiden Bettlerorden aufrecht erhalten, vergessen zu haben.

Der heil. Dominikus reiste freudig ab, um sich mit seinen Gefährten in Languedoc wieder zu vereinigen. Die kleine Gruppe hatte sich mittlerweile vermehrt.²⁶⁾ Als Dominik abreiste, ließ er sechs Brüder zurück, bei seiner Rückkunft fand er deren sechzehn. Golt war sichtbar über dem Institute. Der fromme Mann versammelte alsbald seine Genossen zu „Unserer Frau in Prouille“ und dort theilte er ihnen die wohlwollenden Absichten des Papstes Innocenz und zu gleicher Zeit die ausdrücklichen, von der päpstlichen Weisheit

der neuen Bestätigung hinzugefügten Bedingungen mit. Alle wählten in Gegenwart des heil. Geistes, einstimmig die Regel des heiligen Augustin, und Dominikus, der sie zur Basis seiner Einrichtung des Ordens nahm, verschmolz sie glücklich mit einigen dem heil. Norbert entlehnten Regeln, indem er sie den Bedürfnissen und Bedingungen des speciellen Berufs seines Ordens anpaßte. Die Regeln des heil. Augustin waren einfache Vorschriften über das gottergebene Leben, strenge Gesetze nach ihren Principien, aber in ihrem Detail frei genug um einem Jeden hinlänglichen Spielraum zu gewähren.

Die Ordensregel der Prämonstratenser, welche der heilige Norbert gegeben, war speciel eine Regel des Klosterlebens. Der heil. Dominikus schlug die rechte Mitte ein, und indem er in den Hauptpunkten die Strenge der klösterlichen Ordnung aufrecht erhielt, vergaß er nicht, daß das Predigtamt die Aufgabe seines Ordens war und daß dieses Amt außer ununterbrochen fortgesetzten Studien, eine gewisse Freiheit des Lebens, einen bestimmten Verkehr mit der Außenwelt, manchmal selbst eine gewisse Pflege zur Herstellung der Gesundheit erfordere. Er behielt demnach bei die öffentliche Ausübung des Gottesdienstes, die Fasten, die beständige Abhärtung des Fleisches, nicht gerechnet die drei Gelübde der Armuth, der Keuschheit und des Gehorsams, welche die unerläßlichen Bindemittel einer jeden klösterlichen Bruderschaft bleiben. Bei Aufrechthaltung der genannten drei Punkte war er aber sorgfältig darauf bedacht, den kirchlichen Obern eine gewisse Freiheit einzuräumen und ihnen z. B. das Privilegium zu verleihen, die Brüder in allen Fällen, wo das Interesse des Predigtamtes auf dem Spiele stände, von den allgemeinen Gesetzen des Gehorsams zu entbinden.

Ein strenges klösterliches Leben, das jedoch in besondern Fällen gemildert und erleichtert werden konnte, eine allgemeine

große Regelmäßigkeit, eine bedeutende Strenge in den Grundsätzen, die Ueberlassung großer Freiheit an die Obern, deren Benützung ihrer Einsicht überlassen wurde, gewisse in Anwendung gebrachte Ermäßigungen, das waren die Hauptmomente der Ordensregel der Dominikaner. Die Hierarchie war mit einer großen Geschicklichkeit festgestellt; so zwar, daß zwischen Ordensgewalt und Gehorsam ein richtiges Gleichgewicht erhalten wurde. Jedes Kloster gehorchte einem Prior, mehrere vereinigte Klöster bildeten eine Provinz, die von einem Prior höheren Grades geleitet wurde. Alle Provinzen unterstanden dem Befehle eines Ordensgenerals. Zwei entgegengesetzte, durch sich wechselseitig im Gleichgewichte gehaltene Principien bestimmten die Aufnahme der Personen: die Wahl und die Bestätigung eines Ordensobern. Dazu kam noch ein, jeder Stufe der Macht als mäßigende Kraft, beigegebener Rath, ein Klostercapitel, das dem Prior, ein Provincialcapitel, das dem Provinzial zur Seite stand, und ein Generalcapitel, welches die Macht und Souveränität des Generals bestimmte und regelte. Zwischen wohlverstandener Freiheit und einer nothwendigen Obergewalt war auf diese Weise im Orden der Dominikaner ein Gleichgewicht hergestellt. Das mußte daher harmonisch in einander greifen, wie es auch der Fall war; die Zeit hat diese eben so einfache wie tiefdurchdachte Ordensregel erprobt.

Die Frage, ob der Orden Ländereien und Einkünfte haben dürfe, wurde wohl verhandelt, doch nicht beschlossen. Erst später auf dem Generalcapitel zu Bologna wurde diese große Frage des Eigenthums beseitigt, so daß der Prediger-Orden mit Recht in die Reihe der Bettlerorden gezählt wird.

Bei der Abfassung der Ordensregel hatte der heil. Dominikus ein großes Terrain den Studien eingeräumt. Obgleich nur ein Jahr das Noviziat dauert, sind neun Jahre philoso-

phischer und theologischer Studien festgesetzt, ehe die strenge Probe des Predigens stattfinden kann. Er fühlte es, daß dort, wo keine Wissenschaft vorhanden ist, nur sehr schwer ein beredtes Wort zu finden sein könne, und daß das göttliche Studium die erste Quelle der Begeisterung sei. Sobald diese Einzelheiten der Regel festgesetzt waren, beschäftigte er sich unverweilt mit dem Unterrichte der Brüder. Man höre, was aus diesem Anlaß vorgefallen; wir folgen bei Erzählung dieser Legende dem Berichte Thierry's d'Alpolda.

Zu Toulouse befand sich ein durch seine Kenntnisse gefeierter Professor der Theologie. Eines Morgens, als er sich eben zu seinem Lehramte vorbereitete, unterlag er einem heftigen Andrang des Schlags. In diesem Zustande hatte er folgende Vision: Sieben Sterne erschienen ihm, und als er sie voll Bewunderung betrachtete, begannen sie sich alsbald zu vermehren; ihr Licht wuchs mit ihrer Zahl und sie beleuchteten die Erde. Einige Stunden später, als er seine Lehrkanzel bestieg, sah er den heil. Dominikus mit noch sechs andern Gefährten auf sich zukommen, die ihn um Erlaubniß baten, seinen Vorträgen beizuwohnen zu dürfen. Erst später begriff der Professor den Sinn dieses prophetischen Traumes, als er sah, wie der Orden seinen Glanz über die Erde verbreitete.

Im Gewande dieser Legende steckt eine Thatfache, ein wahrhaft erhebendes Beispiel der Demuth: der heil. Dominikus, in einem Alter von fünfundvierzig Jahren, berühmt durch seine Wissenschaft und seine Dialektik, widmet sich von Neuem dem Studium und belehrt dadurch seine Gefährten, daß ein Prediger nie ermüden dürfe, sich zu unterrichten.

Fulco, Bischof von Toulouse, hielt den heil. Dominikus und sein Werk in besonders hohen Ehren. Er unterstützte aus allen seinen Kräften die Stiftung des Ordens. Schon hatte

er den heil. Dominikus genöthigt, den sechsten Theil des Zehents seiner Diözese anzunehmen. Neue Schenkungen bestätigten seine Achtung und Verehrung für den wachsenden Orden. Er schenkte ihm drei Kirchen, eine zu Toulouse selbst, die dem heil. Roman geweiht war, eine andere zu Pamiers und eine dritte, unter dem Namen: Unſre liebe Frau zu Lescurc bekannt. Neben der Sanct Roman-Kirche wurde das erste Kloster der Brüder gebaut. Das Haus Cellanis war nur eine provisorische Zufluchtsstätte. Es scheint, daß der heil. Dominikus mit ganz besonderer Sorgfalt den Bau und die Einrichtung dieses Klosters leitete, damit es als Modell allen übrigen diene. Der Hof, im Mittelpunkt angebracht, mit Gallerien, unter denen die Brüder auf und niedergehen konnten, die Zellen, die Refektorien, die Bibliothek, die Kirche, alles nach seinen Einzelheiten wurde von diesem heiligen Manne angegeben. Die Zelle war sechs Schritt lang, sechs Schritt breit. Das Bett bestand aus Matten von Stroh oder von Haaren; es war darin gerade Raum genug zum Lesen, Schreiben und Studiren. Alle Einrichtungsstücke waren gemein und trugen den Stempel der Niedrigkeit und Armuth. Die Zellen waren offen, so daß derjenige, der sie bewohnte, von außen immer unter Aufsicht stand. Ferner waren auch die kleinsten Besonderheiten vorgesehen und festgesetzt, um ebenso die Ruhe des Studiums, wie die wechselseitige Ueberwachung zu sichern. Das Institut der Dominikaner war demnach ein Institut der Arbeit und des Gebetes. Der Geist des Stifters, seine Strenge, seine Beredsamkeit, sein Wissen verewigten sich die diesen bescheidenen Mauern, welche der Orden nicht länger als bis 1232 bewohnte. Dieses ärmliche Haus war demnach mehrere Jahre hindurch die Metropole des Ordens, der arbeitvolle Bienenkorb, woraus in östern Zwischenräumen seine Schwärme den Honig der reinsten Lehre über alle Theile Europas trugen.

Eine strenge Beredsamkeit, aus den Studien gesammelt, durch die Armuth genährt, das war seit dieser Zeit das charakteristische Merkmal dieses Ordens.

Als im J. 1216 Papst Innocenz III. starb, unternahm der heil. Dominikus eine dritte Reise nach Rom. Papst Honorius bestätigte den Orden in zwei berühmten Breven,²⁷⁾ er erweiterte die von Innocenz bestätigte Prärogative, und er war es, der den Namen der „Predigermönche,“ den Dominikus anstrebte, und den Innocenz nur ein einziges Mal dem wachsenden Institute gegeben, ausdrücklich festsetzte.

VI.

Sanct Dominikus Meister des heiligen Palastes. — Rückkehr nach Toulouse. — Zerstreuung der Brüder in Europa. — Rückkehr des heil. Dominikus nach Rom. — Anstalt des heil. Dominikus zu Sanct Sixtus. — Seine Wunder. — Auswanderung nach Sanct Sabina. — Seine Reisen in Spanien, Frankreich, Italien. — Erstes Generalcapitel des Ordens. (1216–1220.)

Die Arbeit des heil. Dominikus war beinahe vollbracht. Er hatte zehn Jahre mit dem Worte Gottes und mit der Armuth gegen das Umsichgreifen der Keterei gekämpft. Während dieser zehn Jahre des Kampfes und der Entsamgung hat er einen großen Zweck der Vollendung nahe gebracht. Nunmehr ist sein Zweck ein Institut. Brüder kommen, um sich unter seine heilbringende Regel zu stellen. Das Papstthum bestätigt und erhebt den Orden. Wir haben gezeigt, wie im Geiste eines entschlossenen und wahrhaften Mannes, eines Heiligen, eine Idee keimt, wie diese Idee sich entwickelt, verwirklicht, vergrößert. Die persönliche Geschichte des heil. Dominikus könnte hier inne halten; was darüber hinausgeht, ist die allgemeine Geschichte des Ordens, der bereits besteht. Da aber der heil. Dominikus bis zu seinem Tode dessen kräftigste Leitung und den heilsamsten Einfluß auf die Bestimmungen seines Instituts beibehält; da es ihm nicht bloß genügt, seinen Orden gestiftet zu haben, sondern er auch eine überraschende Thätigkeit daran setzt, ihn zu entwickeln, zu erheben und auszudehnen, und da er, nicht zufrieden, ihn nur ins Leben gerufen zu haben, auch dessen Bestand in alle

Zukunft sichern will, so wollen wir dieses ausdauernde Bestreben bis auf die letzten Tage des Heiligen verfolgen, indem wir dabei ebenso die Fruchtbarkeit einer richtigen Idee wie die Energie einer begeisterten Ueberzeugung, die sich selbst aufopfert, um jene triumphiren zu lassen, bewundern. Durch einen geheimen Beschluß Gottes scheint der heil. Dominikus nicht eher aus diesem Leben abberufen zu werden, als bis sein Tod seinen Orden nicht mehr gefährden kann. Bis dahin lebt er ein unermüdeten Arbeiter, er handelt, spricht, reist, reist von Italien nach Spanien, von Segovia nach Paris, von Paris nach Rom, überall auf seinem Pfade das Wort Gottes aussäend, überall die Wurzeln seines Ordens einsenkend, der alsbald über ganz Europa verbreitet sein soll. Ueber diesen letzten Theil seiner Geschichte wollen wir rasch dahingehen.

Wir ließen Dominikus in Rom, da er von Papst Honorius die Bestätigung seines Ordens mit ausgebreiteten Privilegien und kostbaren Garantien erhielt. Es scheint, daß er, ohne es gewollt und gesucht zu haben, eine große Gewalt über den heil. Vater und in der Lehre selbst eine Autorität gewonnen habe. Man erzählt, er habe seinen Geist täglich mit der Lesung des Evangeliums des heil. Mathias und der Briefe des Apostel Paulus genährt. Er machte dieselben zum Objecte intellectuellen Cultus und beharrlicher Betrachtung. Als die Fastenzeit gekommen war, bot er sich dem heil. Vater an, alle Tage einige Zeit vor der großen Menge müßiger Diener, welche den päpstlichen Palast überfüllten, die heilige Schrift zu erklären. Seine Homilien brachten einen lebhaften Enthusiasmus bei allen denen hervor, welche dieselben gehört. Die Cardinäle, ja der Papst selbst schlossen sich seiner Zuhörerschaft an, und so kam denn der heil. Missionär gar dazu, im Vatican selbst das Noviziat des Dominikaner-Predigtamtes abzulegen. Er war so

gründlich in der theologischen Erklärung des heil. Paul, daß Seine Heiligkeit der Papst das Andenken an diesen Unterricht verherrlichen wollte und dem heil. Dominikus den Titel eines magister Sancti Palatii verlieh, ²⁸⁾ der erblich auf alle Generäle des Dominikaner-Ordens überging. Aus dem Meister des heiligen Palastes ist im Laufe der Zeit der Beichtvater des Papstes geworden.

Der heil. Dominikus vergaß aber die Brüder nicht, die er in Frankreich zurückgelassen hatte. Er ergriff seinen Wanderstab und überschritt zum sechsten Male die Alpen. Er erschien nur, um ihnen anzukündigen, daß von nun an ihre Familie begründet, anerkannt und vom Oberhaupte der Kirche selbst begrüßt sei. Zu gleicher Zeit gab er ihnen das Signal, sich über die Erde auszubreiten. Raum war das Haus gebaut, als das Exil seinen Anfang nahm. Der heil. Dominikus begriff die Nothwendigkeit dieser Maßregel. Prophetische Visionen gaben diesem seinem Verlangen die Bestätigung des Himmels. Er hatte im Traume einen großen Baum geschaut, der mit seinen Zweigen ganze Schwärme von Vögeln beschlückte. Plötzlich stürzte der Baum ein und seine besiedelten Gäste zerstreuten sich in alle vier Enden des Luftraums. Dominik ahnte es, daß dieser Traum den nahen Tod des Grafen Montfort und die Zerstreuung der Brüder bedeute. Eines andern Tages waren ihm die zwei ersten Apostel erschienen; der heil. Petrus hielt ihm einen Wanderstab entgegen, als Zeichen der Reise, der heilige Paulus reichte ihm seine Briefe, als Symbol des Predigeramtes. Es galt also auf das Glück des Zusammenlebens, auf die Wonnen wachsender Zuneigung zu verzichten.

Es galt dieses Opfer des Herzens zu bringen, das für jene so schwer war, die bisher bereits alles geopfert. Reisen und das Evangelium in der Welt predigen, war das Gesetz des

Ordens. Es scheint, daß die Sache nicht ganz ohne Schwierigkeiten von Statten ging. Der Bischof von Toulouse, der Graf von Montfort, wollten den heiligen Mann von seinem Vorsatz abbringen. „Versucht es nicht, entgegnete er ihnen, ich weiß was ich thue.“ Es scheint auch, daß die Brüder mit einiger Schwierigkeit sich zu Annahme dieses heroischen Entschlusses herbeiließen. Es muß sein, rief ihnen das Oberhaupt der geistlichen Körperschaft zu, es muß sein, das Korn, das man säet, reift und trägt Früchte, es fault, wenn man es liegen läßt.

Bevor er die allgemeine Zerstreuung der Ordensmitglieder anordnete, wollte er noch, daß die sechzehn Brüder sich versammelten, um einen Obern zu bestellen, dessen Gewalt, wenn es nöthig war, die seinige ersetzen konnte. Der Eifer des Apostolats in der Ferne ergriff den heil. Dominikus selbst und er wollte den Brüdern ein Beispiel geben; er dachte daran, das Evangelium den Sarazenen zu predigen und ließ sich schon zu diesem Behufe in der Weise der Orientalen den Bart wachsen. Die versammelten Mönche wählten zu ihrem Obergeneral den Matthäus von Frankreich, einen unterrichteten und beredten Mann, der auf den Schulen von Paris gebildet worden, und der weiseste in der klösterlichen Bruderschaft war. Dann, nachdem er alle seine Vorsehrungen getroffen, versammelte er noch seine Theuern in Unserer lieben Frau zu Prouille, und daselbst gab er nach der Messe jedem seine Bestimmung, sein Exil, seine Sendung. Viere waren bestimmt nach Spanien zu reisen. An der Spitze dieser Mission befand sich Dominikus von Segovia; ein Bruder der höchsten Demuth, und wenn auch nicht hervorragend im Wissen, doch ausgezeichnet durch seine Tugend wie Jordan von Sachsen meldet. Sieben andere sollten sich nach Paris, diesem Mittelpunkt der Wissenschaft begeben; es erschien wichtig, diese Stadt, nachdem Rom bereits gewonnen war,

vor allen anderen zu gewinnen. An der Spitze stand der berühmte Matthäus von Frankreich. Noel von Prouille und Wilhelm Claret sollten im Kloster „Unserer Frau zu Prouille“ verbleiben. Thomas und Petrus Cellani bewachten Kirche und Kloster des heil. Roman. Stephan von Metz blieb mit Dominikus zurück, der, ehe er sich nach dem Oriente begab, Rom und Bologna zu colonisiren gedachte, Rom als die heilige Stadt, Bologna berühmt durch seine Universität. Auf diese Weise vertheilte der heil. Dominikus Europa an sechzehn arme und unbekannte Gefährten, den einen Frankreich, Spanien und Italien den anderen. Wahrhaftig, wenn man dieß betrachtet, wenn man dieses geheiligte Wagestück, diese Kühnheit des Glaubens, der an nichts zweifelt, bedenkt, so muß man von Bewunderung erfüllt werden. Und wenn man diesen schwachen Ursachen die so großartigen Wirkungen, dem niedern Ursprunge die wundervolle Entwicklung entgegenhält, dann muß man ausrufen, daß die Hand Gottes diese armen Mönche, diese Lehrer der tiefsten Demuth, diese Meister des geistigen Lebens im dreizehnten Jahrhundert aufrecht auf dieser Erde erhielt. Jeder nahm den Segen des heil. Mannes und den Glauben an Gott, jeder den Wanderstab und die Hoffnung mit sich. Ein einziger hatte Furcht und zauderte im letzten Augenblicke. Johann von Navarra schwankte, diese große Reise, deren Ziel Paris war, ohne Geld, ohne Hilfsmittel zu unternehmen. Dieser Mangel an Vertrauen brach das Herz des heil. Dominikus und unter Thränen ließ er dem Manne, der so schwach im Glauben war, sechs Denare reichen.

Somit begann denn das Exil für die Klosterbrüder. Nur nach langen Zwischenräumen sahen sie sich wieder, vereinigt in den Generalcapiteln des Ordens. Was den heil. Dominikus betrifft, so schlug er mit Stephan von Metz den Weg nach

Italien ein, im Gedanken beschäftigt mit dem künftigen Geschehe seiner zerstreuten Brüder und zu Gott betend, er möge ihre Pfade durch diese Erde ebnen und ihnen die Herzen der Völker zuwenden.

Einige Monde später finden wir den heil. Dominikus in Rom wieder. Der Geist des Herrn vervielfältigte die Wunder seines befruchtenden Wortes. Noch vor drei Monaten zählte der Orden der Prediger zu Toulouse nicht mehr denn sechzehn Brüder. Heute faßt das Kloster des heil. Sixtus, welches Papst Honorius dem heil. Dominikus eingeräumt, deren hundert. Es sind hundert, und jeder Tag vermehrt die Eroberungen seines Wortes, führt einen neuen Bruder dem Kloster zu, das bereits zu klein geworden. Diese hundert sind insgesammt arm, leben von den milden Gaben frommer Menschen, buchstäblich von der Gnade Gottes. Oft gebricht es dem Kloster an Brod. Man lese nur den rührenden Bericht Constantins von Orviedo, worin uns das Innere eines Klosterlebens im dreizehnten Jahrhunderte aufgedeckt wird; gewiß wird man nichts von jenen Ideen darin finden, die man sich nach den skeptischen Märchen des achtzehnten Jahrhunderts davon machen würde.

Eines Tages geschah es, daß der Verwalter des Klosters Jakob von Melle nichts besaß, was er den Brüdern hätte zur Mahlzeit aufsetzen können. Die zum Almosensammeln ausgeschieden Brüder hatten wohl viele Leviten, aber wenig Samaritaner begegnet. Einige Brode waren vorhanden und das war Alles. Endlich nahte die Stunde des Mittagstisches, und der Verwalter theilte seine Verlegenheit dem heil. Dominikus mit. Dieser aber, voll Freude, segnete den Herrn, seine Stirne strahlte von übernatürlichem Vertrauen, er befahl das Brod in Stücke zu brechen und es auf die Tische zu legen. Die Glocke ertönte und die Brüder erschienen im Refectorium. Der Segen

ward gegeben und Jeder brach mit Freude sein Mundvoll Brod, das er an seinem Plaze fand; mit einem Male traten zwei junge Männer, welche Brüder zu sein schienen, ins Refectorium, jeder von ihnen trug in den Falten seines Gewandes Brode von blendender Weiße und aus dem besten Weizen. Sie legten ohne ein Wort zu sprechen, ihre Gabe auf den Tisch, an welchem Dominikus saß, und entfernten sich, ohne daß Jemand zu sagen wußte, woher sie gekommen und wohin sie gegangen. Dominikus aber seine Hände erhebend rief: Und nun meine Brüder esset! Dieses Wunder erneuete sich noch ein anderes Mal unter denselben Umständen. Gott nährte seine Kinder.

Von diesem Augenblicke an ist das Leben des Heiligen ein Gewebe frommer Legenden und Wunder. Seine Tugend brach die Geseze der Natur und die Ränke des Satan. Er erweckt drei Todte, er sagt den Tod eines Bruders voraus; seine Begeisterung hebt ihn von der Erde empor und er bleibt so in inbrünstigem Gebete über dem Boden schweben; er befreit die Besessenen und gibt frommen Kranken die Gesundheit wieder. Die heil. Jungfrau besucht sein Kloster und segnet die Mönche während des Schlafes. Der Tod tritt ihm seine Opfer ab, die Hölle ihre Beute. Der Himmel bewegt sich mit ihm und die Engel gehorchen seinen Befehlen. Seine Heiligkeit tritt immer klarer hervor. Es durchweht ein wundervoller Hauch diese Legenden, die den Heiligen eine ihrer Tugend angemessene Macht verleihen. Es ist wie eine Art Folgerung, die das Mittelalter aus dem Dogma der ersten Sünde instinctmäßig ableitet. Durch die erste Sünde ist der Mensch, der natürliche Gebieter des Weltalls, dessen Sklave geworden: durch die Heiligkeit befreit er sich allmählig von der Sünde, kehrt zur Unschuld zurück und die wieder gewonnene Unschuld setzt ihn in sein früheres Verhältniß, in die verlorenen

Rechte, in die Herrschaft des materiellen und moralischen Universums im Wege geheimer Eingebung von Oben und der Gnade des versöhnten Gottes wieder vollkommen ein.

Um diese Zeit geschah es auch, daß Honorius III. die Ausführung eines Gedankes, den bereits Innocenz gefaßt, der aber durch den Tod gehindert worden ihn auszuführen, wieder aufgenommen hatte. Der Gedanke war seinem Principe nach höchst einfach, aber der Ausführung setzten sich Bedenken und die größten Schwierigkeiten entgegen. Es handelte sich darum, in einem einzigen Kloster und unter einer gemeinschaftlichen Regel, die in Rom zerstreuten Mönche, die daselbst zu weltlich und in einer mit der Strenge des klösterlichen Lebens kaum verträglichen Freiheit lebten, zu vereinigen. Es gab tausend Hindernisse zu beseitigen: den Widerstand der Klosterbrüder, ihren Aufenthalt zu wechseln, ihre Vorliebe für eine vielleicht zu ausgedehnte, aber eben deshalb angenehme Freiheit; andere edlere Beweggründe, wie jene einer besonderen Frömmigkeit, eine Zuneigung für bestimmte geheiligte Orte; endlich die Macht der Gewohnheit, die so überwiegend ist bei Gemüthern, die sich alles ändern entäußert haben. Honorius bestimmte das Kloster des heiligen Sixtus zu dieser Vereinigung der zerstreuten Mönche; er beauftragte Dominikus mit der Ausführung dieses bedenklichen Auftrags, und der heil. Missionär gelangte, ohne ein anderes gesetzliches Interesse zu verletzen, mit Hilfe seiner Geduld, mit weiser Anwendung der ihm zu Gebote stehenden Mittel und mit einem moralischen Tacte zum Ziele, welcher deutlich seine tiefe Kenntniß des menschlichen Herzens beurfundete. Im Monat März 1217 zogen die Mönche in das Kloster des heiligen Sixtus ein, und der heil. Dominikus gab auch den frommen Nonnen „Unserer lieben Frau zu Prouille“ neue Schwestern.

Die Mönche übersiedelten alsdann ins Kloster der heiligen

Sabina am Berge Aventinus und seit dieser Zeit standen zwei Klöster zu Rom in Blüthe, beide von der Regel des heiligen Dominikus, Sanct Sixtus und Sanct Sabina, Mönche und Nonnen, einer und derselben Regel, wenn auch nicht einer und derselben Sendung.

Das Jahr 1218 machte sich durch ein Ereigniß bemerkbar, das in den Annalen des Ordens aufgezeichnet ist. Wir geben gedrängt den Bericht der Chronisten.

Um diese Zeit langte in Rom ein berühmter Doctor an, Reginald, Decan von Saint-Mignan d'Orleans, der durch fünf Jahre zu Paris das kanonische Recht gelehrt hatte. Er war abgereist, um das Grab Christi zu besuchen, aber auf seiner Reise wollte er sich in Rom aufhalten. Seit längerer Zeit bereits hatte Reginald in Folge geheimer Eingebung, getrachtet, Allem zu entsagen und sich ganz dem Geschäfte des Predigeramtes zu widmen; aber er hatte von dem neuen Orden, der vollkommen seinen Absichten entsprach, noch keine Kenntniß. Als er davon Kunde erhielt, eilte er den heil. Dominikus aufzusuchen, und gerührt von der Milde seines Wortes wie von seiner ehrwürdigen Erscheinung, beschloß er, nunmehr in seinen Orden einzutreten. Währenddem dieß vorgefallen, wurde er krank und bald von den Aerzten aufgegeben. Der heil. Dominikus konnte sich gar nicht trösten, einen Sohn, den er bereits zu den Seinen zählte, verloren zu sehen, und bat aus der ganzen Fülle seines Herzens die heil. Jungfrau um ihren Schutz. Die Mutter des Erlösers erhörte ihn und zeigte sich Reginald, begleitet von zwei strahlenden Jungfrauen von unvergleichlicher Schönheit. Sie streckte ihre Hand aus, salbte die Wunden des Kranken und rief: Mögen deine Wunden mit dem Gürtel der Keuschheit umschlungen sein; salbte seine Füße und rief: Ich salbe sie, damit du das Evangelium predigest. Dann wies sie ihm ein Ordensgewand, doch

mit einiger Veränderung: das Scapulier, als Symbol der Reinheit, ersetzte das Chorhemd von Finnen. Tags darauf stand Reginald vollkommen gesund auf und erzählte unter dem Siegel der Verschwiegenheit seine wunderbare Vision dem heil. Dominikus. Reginald reiste ins gelobte Land und nach beendeter Pilgerfahrt empfing er das Ordenskleid aus den Händen des heil. Dominikus, der ihn nach Bologna entsendete, daselbst eine Colonie der Dominikaner, eine Predigerschule anzulegen.²⁹⁾

Nun aber wünschte der Vater die in Europa zerstreuten Glieder seiner Familie wieder zu sehen. Er hatte den Samen in alle vier Weltgegenden geworfen und er war besorgt um die Ernte. Hatte der Himmel den Samen auf fruchtbares Erdreich fallen lassen? Hatte er ihn gesegnet? Was war aus allen ihm seit den ersten Jahren ergebenen Brüdern unter dem fremden Himmel geworden? Entschlossen machte sich der heilige Dominikus auf den Weg, nahm nur einen minderen Bruder Namens Albert, so wie die Briefe des heil. Paulus mit und vertraute sich so im Uebrigen der Barmherzigkeit der Gläubigen und der Vorsehung.

Im Monat December 1218 finden wir ihn in Segovia wieder. Daselbst mochte er mit glühendem Eifer und glänzendem Erfolge gepredigt haben. Man zeigte lange Zeit eine leichte Erhebung des Bodens, wo der heil. Dominikus vor dem Volke das Wort Gottes vorzutragen pflegte. Ebenso wies man noch mehre Jahrhunderte später eine Höhle, in welcher der Heilige seine Nächte in Gebeten, in Betrachtung, in den strengsten Uebungen des Ascetismus zubrachte. Da schlug er mit eisernen Ketten seinen Körper, der ohnehin die Heiligkeit selbst war, den armen von Fasten, Nachtwachen und Entsagung erschöpften Körper. Die Gabe der Wunder verließ ihn nicht, er zwang die Wolken, den verdorrten Feldern Regen zu spenden,

er gebot Enthalst der Dürre und der Hungersnoth. In wenigen Predigten gewann er eine Menge Seelen, was als moralisches Wunder noch bedeutender erscheint, denn die Herrschaft über die Natur selbst. Um die neuen Brüder unterzubringen, baute er in einem Gebirge das Kloster zum heil. Kreuze, das lange Zeit die Ueberlieferungen seiner von himmlischer Begeisterung erleuchteten Nächte bewahrte.

Nachdem er Madrid besucht, wo er eben ein Kloster im Entstehen antraf, verließ er Spanien und begab sich nach Frankreich, indem er jenseits der Pyrenäen überall Spuren seiner Gegenwart zurückließ, in den Städten, wo wie durch Zauberei Klöster erstanden waren, unter den Bewohnern, von denen viele sein religiöser Enthusiasmus begeistert hatte.

In Frankreich hatte indessen Matthäus mit seinen Gefährten auch nicht die Zeit verloren. Er selbst hatte sich mit großer Mühe erhalten, was schon viel war; dann hatte er die Erlaubniß bekommen in S. Jacques ein Kloster zu errichten, worin er nicht weniger denn dreißig Brüder vereinigt hatte; ein wahres Wunder der Mühe, Geduld und Beredsamkeit. — Er lehrte, er predigte. Der Name des Ordens gewann mit jedem Tage mehr Verbreitung. Heinrich von Marburg, der später einer der berühmtesten Prediger und ein Freund des heil. Ludwig werden sollte, nahm das Ordenskleid. Dominikus gab das Scapulier dem Wilhelm von Montferrat und später dem Jordan von Sachsen, welcher der zweite Ordensgeneral werden sollte. Dann mit jener Entschlossenheit, welche dem Genie der Gründer eigen ist, zerstreute er die Brüder von Sanct Jacob, wie er zwei Jahre vorher jene von Sanct Roman in alle Welt gesendet hatte. Limoges, Rheims, Poitiers, Orleans empfangen ihre Colonien. Ganz Frankreich wurde von ihnen bevölkert.

Endlich schlug Dominikus wieder den Weg über die Alpen zurück ein, er kam in Bologna an, wo man seiner mit Jubel wartete. Reginald hatte Wunder gewirkt. Seine Beredsamkeit hatte die Menschen überzeugt, seine Geduld feierte über Alles einen Sieg. Er hatte gegen die furchtbaren Versuchungen der Entmuthigung, die sich seiner Mitbrüder bemächtigt, gekämpft und war im Stande, dem Vater des jungen Ordens ein Kloster zu zeigen, das in schönerer Blüthe stand, denn irgend ein anderes, nicht etwa durch den Reichthum an Einkünften, sondern durch die daselbst geübte Ergebenheit, Liebe zum Wissen, und Barmherzigkeit. Zu Sanct Nicolaus in Bologna sollte Dominikus die Zeitlichkeit mit der Ewigkeit vertauschen. Die Vorsehung hatte ihm ein Grab, wie es seiner würdig war, im Schooße seiner Kinder vorbehalten.

Nachdem er in Spanien, Frankreich und Italien seine zerstreuten Mitbrüder besucht, wollte Dominikus noch das Schauspiel genießen, welches das wohlgefälligste für die Augen eines Vaters ist, er wollte seine weitverbreitete, zerstreute Familie beisammen haben. Ueberdies waren mehr streitige Fragen zu lösen. Ueber gewisse Punkte hatte den heil. Dominikus die Erfahrung belehrt, für andere gab es manches besser zu machen; er berief demnach auf Pfingsten 1220 das erste Generalcapitel seines Ordens nach Bologna.³⁰⁾ Der Hauptgegenstand der Berathungen dieser großen Versammlung war die völlige Verzichtleistung auf jedwedes Eigenthum. Der Orden wurde dem Namen und Rechte nach ein vollständiger Bettlerorden, wie er es seit seinem Anbeginn dem Zwecke und der That nach gewesen ist.

Somit erhielt die Gesetzgebung der Dominikaner ihre letzte Heiligung, und das Institut selbst seine vollendete Entwicklung. Unter dem Namen der „Ritterschaft Jesu Christi“³²⁾

stiftete Sanct Dominikus einen dritten Orden, der dadurch, daß er den Geist der Religion ins Leben der Laien verpflanzte, der Kirche Gottes wesentliche Dienste leistete. Der Orden umfaßte demnach drei Familien im Großen: die Predigernonnen,³¹⁾ die Predigermönche, und die Laienbrüder,³²⁾ die im lebendigen Geiste des heil. Dominikus wirkten und lebten. Die heil. Catharina von Siena und die heil. Rosa von Lima gereichen diesem dritten Orden zur ewigen Ehre und ihr Name genügt, um das Werk des heiligen Patriarchen zu preisen.

VII.

Zweites Generalcapitel des Ordens. — Tod des heil. Dominikus. (1221.)
 Sein Leichenbegängniß. — Uebertragung seines Leichnams. — Seine Hei-
 ligssprechung durch Papst Gregor IX. — Bedeutung des heil. Dominikus im
 dreizehnten Jahrhunderte.

Der heil. Dominikus sollte nur mehr Eine Versammlung seiner Brüder erleben. Der Augenblick der Ruhe nahte für diesen unermüdlischen Apostel, den die Chroniken sprechend den „Athleten Gottes“ nennen. Er fühlte seinen nahen Tod voraus. Man merkt dieß an der Uebereilung, womit er die letzten Handlungen in seinem Leben vornimmt. Kaum war das erste Generalcapitel aufgelöst, als er bereits ein zweites einberief. Er hatte erst die großen Angelegenheiten des Dominikanerordens in Ordnung zu bringen, bevor er starb. Seine Thätigkeit schien die Zeit zu vervielfachen.

Im Jahre 1221 wurde das zweite Generalcapitel des Ordens in Bologna gehalten.³³⁾ Wenngleich die Acten dieses Capitels nicht aufbewahrt worden sind, so weiß man doch, daß daselbst die große, die Sonderung des Ordens in Provinzen betreffende Frage behandelt worden. Es war dieß gleichsam die letzte Zählung seiner Reichthümer. Im Jahre 1214 war Dominikus noch allein. Im Jahre 1215 zählte er schon sechs Genossen. Und nun, wunderbares Ergebniß der Ueberzeugung eines ganzen Lebens und der Arbeit von sechs Jahren, erkannten ihn sechzig

Ordenshäuser für ihren geistlichen Vater. Seine Kinder bestanden zu Tausenden. Seine apostolische Generation bedeckte ganz Europa. Es bedurfte einer wahrhaften Idee, um sechzig Klöster zu bevölkern. Der sichtbare Segen Gottes war auf den Vater und alle die Seinen herabgekommen.

Europa wurde in acht Provinzen abgetheilt: Spanien, das Vaterland Diego's und Dominik's; die Provence, der erste Kampfplatz, wo sich sein Eifer übte, seine Kräfte erprobten und sein Gedanke zur Reife gedieh; die Lombardei, Italien und Frankreich, gastliche Länder, wo sich das entstehende Institut nur zu zeigen brauchte, um zu gedeihen; England, Deutschland und Ungarn, fast dem Orden unbekannte Länder, die aber eine reiche Ernte in Bälde versprachen; das war die Karte der Herrschaft der Dominikaner mit den Unterabtheilungen wie sie der Stifter selbst gemacht hatte. An die Spitze einer jeden Provinz stellte das Generalcapitel einen Prior und nach den Grundregeln des Ordens durfte jeder Prior seine Machtvollkommenheit innerhalb der festgesetzten Grenzen ausüben und zwar unter der Controle eines Provinzialrathes, der nicht für die Verwaltung, sondern zur Ueberwachung aufgestellt ward. So hatte denn die Weisheit des Dominikus ein System des Gleich- und Gegengewichts aufgestellt, wobei die überwachende Obergewalt nicht in die Versuchung des Despotismus, der geschützte Gehorsam nicht in die Versuchung zum Aufruhr gerathen konnte.^{34a)}

Dominikus konnte nunmehr sterben. Sein Werk war vollendet, während sein blühend Institut sich allerorten in Europa erhob. Gott ließ ihm noch einige Erinnerungen zukommen, die er als Gnaden des Himmels entgegennahm. Eines Tages klang eine geheimnißvolle Stimme vernehmlich an sein Ohr. Sie lud ihn zur Theilnahme an den Freuden des Himmels ein und bestimmte ihm die Stunde der nächsten Zusammen-

kunft. Er war nach Bologna gereist, um etliche Studirende, welche er liebte, zu besuchen und kündete ihnen vertraulich die Nachricht von seinem Tode an, sie zugleich zur Verachtung dieser Welt auffordernd. „O meine Freunde, sagte er zu ihnen, ihr seht mich in voller Gesundheit, aber wisset, ehe das Fest der heil. Empfängniß kommt, werde ich dieses sterbliche Leben verlassen haben. Gedenkt meiner.“ Dann begab er sich nach Venedig, wo er eine letzte Zusammenkunft mit dem Cardinal Ugolino, seinem ältesten Freunde, hatte, der sein ausdauernder Fürsprecher am päpstlichen Hofe war. Was bei dieser letzten Zusammenkunft der beiden Freunde, von denen der Eine bereits wie ein Heiliger verehrt wurde, der andere später Stellvertreter Christi auf Erden geworden, verhandelt ward, davon haben uns die Chroniken nichts gemeldet. Gewiß erbat sich der heilige Dominikus für seine geistliche Familie jenes Wohlwollen, jene Gunst und leidenschaftliche Liebe, wovon ihm Ugolino so viele Proben gegeben hatte. Gewiß anempfahl er sein Werk dem mächtigen apostolischen Legaten, der einige Tage später sein Leichenbegängniß feiern und zwölf Jahre später von der Höhe des Vaticans feierlich auf Erden die Heiligkeit des Dominikus aussprechen sollte, der bereits im Himmel geheiligt war.

Es war um die Mitte des Sommers. Der heil. Dominikus reiste immer zu Fuße, den Wanderstab in der Hand, die Briefe des heil. Paulus lesend oder darüber nachdenkend. Er führte dieselben immer mit sich. Eines Abends traf er, ermüdet und von der Hitze des Tages erschöpft in Sanct Nicolaus ein, und nachdem er einige Minuten mit dem Verwalter und Prior des Klosters gesprochen, ging er in die Kirche und blieb da in Gebeten begriffen die ganze Nacht über bis zur Morgendandacht. Nachdem die Frühmette vorüber war, sank er erschöpft von der Anstrengung, von einem heftigen Fieber ergriffen, nieder

und streckte sich auf einer elenden Matte von Wolle aus, welche das heroische Todtenbett des „Athleten Gottes“ sein sollte.

Hier beginnt nun die Legende seiner letzten Augenblicke. Man müßte ganze Seiten dem Jordan von Sachsen, dem Bruder Humbert, dem Thierry d'Apolda, vor allem aber der rührenden Erzählung des Bruders Ventura, des Verwalters von Sanct Nicolaus und Beichtigers des heil. Dominikus nachschreiben, um eine Idee zu bekommen von dem christlichen Tode dieses Heiligen, von dessen schlichtem Todesmuth, von seiner gottseligen Freude und Ungebuld nach der Vereinigung mit Gott, ohne Unwillen gegen diese Erde. Bis zur Schwelle ins Himmelreich bewahrte Dominikus seine zärtliche Sorgfalt für die Brüder, welche er hienieden minder glücklich zurückließ, als er selbst es war; denn sie hatten noch mannigfache Kämpfe zu überstehen.

Die Ruhr hatte ein schleichendes Fieber nach sich gezogen. So wenigstens benannten die Aerzte das Uebel, das für Dominik selbst nur das letzte Lösegeld war, welches er dem Körper für die Befreiung seiner Seele bezahlte. Die unaufhörliche Beschäftigung des sterbenden Heiligen war der Gedanke der Armuth, die ihm stets am Herzen lag und die er nach seiner Meinung als die festeste Stütze des Ordens anerkannte. Er ließ die Brüder um sein Sterbebett sich versammeln und sagte, daß er ihnen die dreifache Erbschaft der Liebe, Demuth und Armuth hinterlasse. Diejenigen, fuhr er fort, welche mit mir in den Geist dieser Erbschaft eingehen, werden bei der Theilung des Himmelreiches meine Miterben sein. Ein bewunderungswürdiges Vermächtniß, das er den Erben des heiligen und unerschöpflichen Schatzes seiner Beispiele und Tugenden bestimmte. An solcher Sprache erkennt man die Könige des Himmelreiches.

Als sich der untröstliche Schmerz seiner Mitbrüder in lautem Schluchzen kund gab, rief er aus: „Mein Abgang aus eurer Mitte, theure Brüder, möge euch nicht betrüben, dort wohin ich gehe, werde ich euch nützlicher sein können, denn hier auf Erden.“ Dann nachdem er die Novizen verabschiedet und um sich die zwölf ältesten Brüder des Klosters versammelt hatte, legte er dem Pater Ventura seine Generalbeichte ab, und nachdem dieß vorüber war, wendete er sich zu den Brüdern mit den Worten: „Ich sage Dank dem Allerhöchsten, dessen Barmherzigkeit mir eine unverletzte Keuschheit bewahrt hat. Wenn Ihr, meine Brüder, Eure Keuschheit behüten wollt, so meidet sorgfältig jede gefährliche Unterhaltung. Wachtet über Euer Herz. Wenn mich Gott auch vor Unreinheit bewahrt hat, so gestehe ich doch, daß ich mich nicht ganz jener Versuchung erwehren konnte, die mich mehr Vergnügen im Verkehr mit jungen, denn mit bejahrten Weibern finden ließ.“ Einen Augenblick später, von einer plötzlichen Besorgniß ergriffen, welche uns die ganze Reinheit dieser Seele offenbart, sagte er zu Pater Ventura: „Ich glaube, daß ich gesündigt, da ich vor allen Brüdern so offen über meine Keuschheit gesprochen.“ •

Die Brüder versuchten Alles ihn zu retten. Sie flehten zum Himmel um ein letztes Wunder. Ein Arzt hatte gemeint, daß eine Luftveränderung eine wohlthätige Krise zur Folge haben könnte. Man trug daher den Heiligen nach S. Maria de Mont, auf einer Anhöhe in geringer Entfernung von Bologna. Aber das hartnäckige Uebel ließ sich nicht beugen und der heilige Dominikus verlangte die letzte Oesung. Als er seine Todesstunde nahen fühlte, wünschte er seinen letzten Seufzer im Kreise seiner Brüder auszuhauchen und bat, man möchte ihn nach Sanct Nicolaus zurückbringen. Es war ein wahrer Zeichen-

zug, als die Mönche über die Weinberge und Wiesen ihren Vater, der bereits in den letzten Zuckungen des Todes lag, und mitten unter solchen Leiden nur für die Seinigen betete und sie segnete, auf der wollenen Matte dahintrugen. Der Augenblick des Todes nahte; seine Kräfte gingen zur Neige. Als sie angelangt waren und der heil. Dominikus in der Zelle des Bruders Moneta niedergelegt wurde, begannen die feierlichen Gebete und nach einem nochmaligen Aufraffen der Lebenskraft, welche der Sterbende dazu benützte, um seinen Orden, den er nunmehr verwaist zurückließ, der Gnade des Allmächtigen zu empfehlen, entschlief er sanft, indem er noch im Tode den Schimmer jenes beschaulichen Lebens an sich trug, das er auf Erden begonnen, und nun Jenseits vollenden sollte. Er starb um die Mittagsstunde, am 6. August des Jahres 1221 an einem Freitag.

In der Stunde, in welcher die bestürzten Brüder den letzten Seufzer des Heiligen empfangen, offenbarten himmlische Gesichte an zwei verschiedenen Orten die wichtige Nachricht von dem Hintritte des heiligen Patriarchen und seinen Einzug ins Himmelreich. In einer wunderbaren Vision sah im Convent zu Brescia der Bruder Guala den Himmel sich öffnen, einen von Engeln getragenen Thron, und wie Jesus Christus und seine heilige Mutter im Glanze des Paradieses einen Mönch empfangen, dessen Gestalt nach der Weise der Todten verhüllt war. Zur nämlichen Stunde las der Bruder Raon zu Tivoli die heilige Messe, gerieth in eine Verückung, und ein Strahl der Begeisterung wies ihm plötzlich den heil. Dominikus, der mit einem Heiligenschein auf der Stirne aus Bologna ging.

Aus eben diesem Anlasse, wie eingedenk der heil. Freundschaft, die ihn mit dem Verstorbenen verband, kam Cardinal

Ugolino den Tag nach dessen Tode in Bologna an. Die vom Glauben geheiligten Gefühle haben den großen Vortheil vor rein menschlichen Empfindungen voraus, daß sie dem Schmerze und der Betrübniß über den Tod eines geliebten Wesens jene Seligkeit und übernatürliche Freude hinzugesellen, die vielleicht eben nichts anderes ist, als die Gewißheit, sich in jenem ewigen Vaterlande Aller wiederzusehen. Es ist eine Trennung, ohne Zweifel, aber eine Trennung auf etliche Jahre, vielleicht nur auf etliche Stunden. Jenseits des Grabes erhebt sich der strahlende Tag der Wiedervereinigung und beginnt jenes Fest der Seelen, das nie wieder ein Ende nehmen soll. Wo die irdische Freundschaft nur Dede sieht und vor dem Nichts zurückschaudert, hoffen durch Religion geheiligte Verbindungen die Vollendung der Liebe, die sich in Gott erfüllt. Daher auch jene Kraft im Schmerze, jene Heiterkeit der Seele in einer Betrübniß. Ugolino, der Niemand so sehr geliebt wie den heiligen Dominikus, hatte in sich Kraft genug, die Versuchung des Schmerzes zu bezwingen und wollte in Person die Leichenfeier begehen. Er gebot Schweigen allen seinen Gefühlen, um nur auf die Stimme seiner Seele zu horchen, und von den geheiligten Hoffnungen durchdrungen zu werden, die ihn Angesichts dieses Leichnams, welcher von der Seele eines Heiligen belebt war, erfüllten.

Aber nicht alle Brüder waren im Stande, sich zu der erhabenen Resignation des frommen Greises zu erheben, den kaum etliche Jahre von der Stunde trennten, in welcher er seinen Dominikus wiedersehen sollte. Die Chroniken berichten, daß die Feier des Todtenamtes eine jammervolle Scene gewesen sei. Das Schluchzen wollte nicht enden, die Herzen brachen fast vor Betrübniß. Jeden Augenblick wurde die Todtenandacht von diesen Ausbrüchen des Schmerzes unterbrochen. Man er-

zählt, daß mitten in der Ceremonie ein Bruder, Namens Albert, welchen Dominikus besonders geliebt, und der aus verschiedenen Ursachen um die Zeit als Dominikus erkrankt war und starb, von Bologna abwesend war, in die Kirche eintrat, und vom Schmerze, dessen er nicht mehr Meister werden konnte, vernichtet, sich auf den Leichnam stürzte, der den Blicken Aller ausgesetzt war, und ihn mit Küssen und Thränen bedeckte. Die Legende erzählt weiter, daß die todten Glieder sich belebt haben, gleichsam um diese himmlische Hingebung zu ehren, und daß Dominikus dem Bruder Albert versprochen habe, daß sie bald mit einander vereint sein werden. Das heilige Orakel, das der Leichnam gesprochen, ging in Jahresfrist in Erfüllung. Die Todtenfeier endete unter diesem geistigen und frommen Schrecken, welcher die Seele Angesichts übernatürlicher Ereignisse ergreift. Schon begannen nach seinem Ableben die Wunder. Wie der heil. Dominikus es verlangt hatte, wurde er unter der Kirche unter den Füßen seiner Brüder bestattet. So lebte seine Demuth noch im Tode fort.

Zwölf Jahre lang blieb der Körper des Dominikus in dieser Kirche, in welcher er so oft gebetet. Die um seine Ruhestätte sich vervielfältigenden Wunder wiesen auf sein Grab als eine jener auserwählten Dertlichkeiten hin, auf welche die Tugend von Oben niedersteigt. Auf die Anrufung seines Namens folgten Wunder. Um diese Zeit geschah es nun, daß bei der im Kloster Sanct Nicolaus stets zunehmenden Menge von Mönchen neue Bauten nothwendig wurden. Die sich vergrößernde Familie bedurfte auch einer größeren Kirche. Man brach die alten Mauern ab, riß die Kirche ein, die einen Theil des Materials zum neuen Baue liefern sollte, und durch ein unbegreifliches Versehen blieb die Grabstätte des heil. Dominikus, außerhalb des neuen Bauraumes, den Einwirkungen

der freien Luft ausgesetzt. War dieß etwa Gleichgültigkeit für die so kostbaren Reste des frommen Stifters? Wir wollen es nicht glauben. Es war dieß nur wie eine letzte Probe, welcher sich der Patriarch des Ordens auf dieser Erde unterziehen mußte und welche der Himmel geschehen ließ, gewiß um auf unbestreitbare, sichtbare Weise zu erwählter Stunde das Andenken des heil. Dominikus zu ehren.

Wir müssen gleich hinzufügen, daß dieses unfreiwillige Aergerniß nicht lange dauerte. Vor diesem Schein von Undankbarkeit errötheten die Brüder selbst, da sie ja dieß nie beabsichtigt, und sie waren sogleich bedacht, die Unbild auf eine Ihres Vaters in Jesu Christo würdige Weise wieder gut zu machen. Zur Uebertragung der Leiche bedurfte es der päpstlichen Erlaubniß. Um dieselbe zu erhalten, wurden Mönche nach Rom geschickt. Der ehemalige Cardinal von Ostia, Ugolino, der alte Freund Dominiks, dem dieser Heilige oft seine künftige Größe vorausgesagt hatte, und welcher die Kirche unter dem geheiligten Namen Gregors IX. leitete, nahm damals den päpstlichen Stuhl ein. Mit Strenge empfing er die Abgesandten aus Bologna, ihnen in fast bitterer Sprache diese Verspätung der dem heiligsten der Menschen und dem größten der Diener Gottes gebührenden Verherrlichung vorhaltend. Unmittelbar darauf schrieb er an den Erzbischof von Ravenna, um ihn zu ersuchen, daß er ihn bei der Feier dieser kanonischen Uebertragung vertrete.

Es war dieß ein großes, ein herrliches Fest für die Kirche, für den Orden der Dominikaner, und für die Stadt Bologna, welche den Ruhm des Heiligen in einer Weise feierte, als ob es ihr eigener Ruhm gewesen wäre. Das großartige Fest fand am zweiten Tage nach Pfingsten im Jahre 1233 statt. Es steht in den Annalen der Kirche Bolognas und des Predigerordens in ewigem Andenken.

Das Generalcapitel wurde zusammenberufen. Alle Convente waren durch Abgeordnete vertreten. Aus allen Punkten Italiens hatten sich Bischöfe eingefunden, über welche der Erzbischof von Ravenna den Vorsitz führte. Die Bologneser waren in Waffen gekommen, sowohl um den heiligen Ueberresten eine Ehre zu erweisen, als auch um zu verhindern, daß räuberische Hände im frommen Eifer diesen Schatz ihrem Boden entführten. Doch zitterten, wie die Chroniken meldeten, mitten unter dem Jubel dieses großen Kirchenfestes, die Mönche. Es war wie ein Gewissensbiß in dieser Freude, der sie traf. Der Gedanke ihrer unglaublichen Nachlässigkeit gegen die geheiligte Leiche trübte ihre Seele. Eine Furcht beschlich sie. Sie besorgten nämlich, daß der Sarg des Dominikus, indem er dem Regen und der Sonne ausgesetzt gewesen, seinen Schatz nicht gut bewahrt habe und den heiligen Leichnam in einem die Sorglosigkeit der Schuldigen demüthigenden Zustande weisen werde. Als aber der Stein vom Grabe hinweggewälzt worden, drang, wie die Chronisten melden, aus demselben ein so köstlicher Duft in die Höhe, daß nicht Rosen, nicht Veilchen, keine Blume der Erde einen so süßen und reinen Duft aushaucht. Die Tugend des Heiligen balsamirte seine Reliquien. Die Vernichtungskraft der Natur wollte diesen Körper, der die Hülle einer himmlischen Seele gewesen, verschonen. Der geheiligte Leib gab der ganzen Versammlung einen Vorgeschmack des Himmels. Eine Art himmlischer Trunkenheit verbreitete sich um die Anwesenden. Die Ceremonie ging unter einem Entzücken der Gemüther, das einem Begeisterungsrausche glich, zu Ende. Mehrere Jahre nachher erzählte Jordan von Sachsen³⁾ diese glorreiche Uebertragung so zu sagen, mit einer Art von religiösem Schauer. Man möchte fast behaupten, daß selbst der Tod, diese unheimliche Macht des Nichts, von diesem menschlichen Staube oder vielmehr der himm-

lischen Gnade, die denselben noch zu bewohnen schien, Zeugniß ablegte.

Seit zehn Jahren war Dominikus todt, seine Heiligkeit war außer allem Zweifel, ununterbrochen, fühlbar für Alle, selbst von den Ungläubigen zugestanden. Es war also Zeit, daß die Kirche die Sache anerkannte. Die regelmäßigen Acte der Heiligsprechung gaben nun diesen erhabenen Vorgefühlen der Menge einen unbezweifelten Charakter und der Ungeduld der Massen, die den Heiligen bereits verehrten, ehe Rom noch gesprochen hatte, eine gesetzliche Sanction. Zahllose Zeugen bestätigten um die Wette seine Wunder und Tugenden. Wir werden diese Zeugnisse hier nicht mittheilen, es hieße dieß sein Leben wiederholt erzählen. Gregor IX., dem innigsten Freunde des Dominikus, war von der Vorsehung wie aus höherem Vorbedacht, das Glück vorbehalten worden, von der Höhe der apostolischen Kanzel eine bereits vollsthümlich gewordene Heiligkeit auszusprechen und anzuerkennen.

Die Bologneser bewiesen sich gegen diese hohe Erinnerung nicht undankbar. Sie schmückten um die Wette des Dominikus Grab, die berühmtesten Künstler von Nicolaus von Pisa bis Michael Angelo verherrlichten ihren Ruhm, ihn mit jenem des heil. Dominikus verbindend. Die schönen Künste vervielfältigten ihre Wunder um dieses Grab, worin der niedrigste und ärmste Diener Gottes ruhte. Der Mann, der im Leben nichts besaß als ein Buch und einen Wanderstab, wurde nach seinem Tode von den Wundern der Kunst verherrlicht, deren sich selbst der Stolz der Großen dieser Erde nicht immer zu rühmen vermag; die heilige Begeisterung ruft mehr Kunstwerke ins Leben, als das Gold der Könige.

Wir wissen nicht, welche Inschrift der fromme Eifer der Mönche auf den weißen Marmor des Monuments, unter dem diese

Reliquien des Heiligen ruhten, geschrieben hat, aber in Ermangelung eines Epitaphs führen wir jenes an, welches der größte Dichter des Mittelalters ihm gesetzt; ein Epitaph wahrhaft des Heiligen würdig, den es ehrt:

Dort wo der Zephyr haucht, um am Gestad
In Thal und Au die Knospen froh zu schwellen,
Wenn sich der Lenz im Schmuck Europen naht.

Dort nah dem Strand, wo hochgethürmte Wellen
Weit hergewälzt, von Sturmeswuth bekriegt
Dem Sonnenstrahl sich oft entgegenstellen,

Dort ist der Platz wo Calaroga liegt,
Beschützt und wohlgedeckt vom großen Schilde ^{34 b)}
Auf dem der Leu obliegt und unterliegt,

Dort ward erzeugt im glücklichen Gefilde
Der glaubenstreue Buhle, der Athlet
Dem Feind ein Graus, den Seinigen voll Milde.

Dem Geist erschaffen kaum, ward zugeweiht
Vom hohen Geiste Kraft und hohe Gabe
Und ungeboren war er schon Prophet. ³⁵⁾

Als mit der Glaubenstreue drauf der Knabe
Verlöbniß hielt, vom heil'gen Quell benetzt,
Wo gegenseit' ges Heil die Morgengabe,

Da ward die Zeugin ³⁶⁾, die sein Ja ersetzt,
Schon von der Wunderfrucht, die ihm entspriest
Und seiner Schul im Traumgesicht ergötzt.

Und daß sich was er war, erkennen ließe
Gebot ein Geist vom Himmel hergesandt,
Daß man nach ihm, der ihn besaß, ihn hieße.

Dominikus ward er darum benannt, ³⁷⁾
Der Gärtner, welchen als Gehilfen Christus
Für seinen Garten wählt' und sich verband.

Wohl schien er Bot' und treuer Knecht von Christus,
 Wie das, was er zuerst geliebt, bezeugt
 Denn er vollzog den ersten Rath von Christus. ³⁸⁾

Wohl fand ihn öfters die, die ihn gefäugt
 Am Boden liegend, wach, in tiefem Schweigen
 Als sprach' er aus: Hiezu bin ich gezeugt.

O du, sein Vater Felix, wahr und eigen, ³⁹⁾
 O Mutter wahrhaft als Johann' ⁴⁰⁾ erblickt
 Wenn wir bis zu des Namen's Wurzel steigen;

Nicht für die Welt, für die man jetzt sich müht,
 Noch das von Ostia, ⁴¹⁾ des Thaddäus Lehren, ⁴²⁾
 Nein, für's wahrhafte Manna nur entglüht

Sollt er als Lehrer bald sich groß bewähren
 Den Weinberg pflegend, der bald Unkraut trägt
 Wenn nicht des Winzers Händ' ihm fleißig wehren.

Vom Stuhl, der einst die Armen mild gehegt,
 Einst, nicht durch Schuld des Stuhls, durch dessen Sünden,
 Der sitzt und aus der Art der Väter schlägt,

Erbat er Zehnten nicht, noch fette Pfründen,
 Erlaubniß nicht, Ablass und Heil der Welt
 Um drei und vier für gehen zu verkünden. ⁴³⁾

Nein die, zu kämpfen mit der irren Welt
 Durch jenen Samen, dem die Bäum' entspringen
 Die zweimal zwölf, sich um dich hergestellt,

Die Pflichten des Apostels zu vollbringen
 Strebt' auf sein Will' und seine Wissenschaft
 Gleich Strömen die aus tiefer Ader springen,

Und ihre Wellen stürzten grausenhaft
 Auf keckerisch Gestripp, es auszubrechen
 Und mit dem Widerstand wuchs ihre Kraft,

Er gab darauf den Ursprung manchen Bächen
 Die hinziehn durch der Kirche Gartenland
 Drob ihre Bäume schönre Frucht versprechen.

In dieser Art räumte Dante in seinem „Paradiese“ dem Dominikus einen Ehrenplatz ein und feierte mit seiner unsterblichen Poesie sein Andenken. Gerne wollten wir zurückblicken und diese große und strenge Gestalt des heil. Patriarchen in einigen wesentlichen Zügen zusammenfassen. Wir möchten diese befruchtende Einfalt des Herzens und diese gewaltige Größe des Zweckes, der sein Leben erfüllte, würdigen. Aber was könnten wir nach diesen männlichen Strophen eines Werkes, worin in unvergänglichen Worten Züge, Gestalten und Charaktere gezeichnet werden, Würdiges sagen? Dante trug ein ganzes Jahrhundert in seinem Kopfe. In den weiten Sphären seines Gedichtes kreist ein ganzes Jahrhundert. Das was das Lied Dantes berührt, sei es Ruhm oder Schmach zu besiegeln, trägt immer das Zeichen seiner mächtigen Hand, die nach ihrem Belieben den Glorionschein ums Haupt gibt, oder ein Brandmal aufdrückt.

Dominikus lebt in den herrlichen Versen, die wir aus dem Gedichte mitgetheilt, wieder auf, wir lesen darin: von seiner Kindheit, die bereits dem Erlöser gehörte; von seinem frühzeitigen Gange zur Armuth; von seinem Feuereifer für die Vertheidigung der Wahrheit; von seiner Uneigennützigkeit; von dem Heldensinn seiner freiwilligen Armuth; von seinem heiligen Zorn gegen die Ketzerei, endlich von dem merkwürdigen Geschenke seiner geistlichen Nachkommenschaft, welche mit ihren Kindern sechzig Klöster Europas bevölkerte. In der That, es war ein herrliches Beispiel, das Dominikus der Welt gab, als er arm und nackt in einer Zeit erschien, in welcher die Kirche unter der doppelten Bürde ihrer Macht und ihres Reichthums fast erlag; als er mit keiner andern Waffe als jener seiner

Lehre gegen den Irrthum in einem Jahrhunderte auftrat, in welchem die Kirche zum Schutze gegen die Verfluchten ganze Heere aufrief: als er in einem von Leidenschaften heftig erregten Jahrhunderte, in welchem der Glaube das Schwert ergriff, als ob Furcht Ueberzeugung wäre, in ganz Europa jenen friedlichen Kreuzzug des Wortes unternahm und mit Las Casas durch die wirksamere Kraft der Rede und der Liebe, unbekannte Völker für die Sache des Herrn gewann.⁴⁴⁾

VIII.

Vom Orden der Predigermönche und den verschiedenen Zweigen an der großen Familie der Dominikaner. — Wie es möglich ist, die Geschichte eines Ordens aufzuzeichnen. — Nothwendige Theilungen des Gegenstands: von der Aufgabe des Predigerordens gegenüber der Wissenschaft. — Die Dominikaner an der Universität zu Paris. — Heftiger Streit zwischen ihnen und Wilhelm de Saint-Amour.

Wir haben das Leben des heil. Dominikus erzählt. Aber hätten wir wohl seine Geschichte erschöpft, wenn wir nicht auch, wenigstens mit flüchtiger Feder, Rechenschaft gäben von den allgemeinen Schicksalen seiner geistigen Nachfolge?

Der Anstoß war von mächtiger, — weil gebenedeiter — Hand gegeben worden, und wird nicht mehr aufgehalten werden. Bruder Jordan von Sachsen, der zweite Ordensmeister theilte mit eigener Hand an mehr denn tausend Männer, die er für die Sache des heil. Dominik gewonnen, das Ordenskleid aus. Diese einzige Thatfache spricht lauter als jede Beredsamkeit. Seit 1228, sieben Jahre nach dem Tode des Stifters, wurden auf einem zu Paris abgehaltenen Generalcapitel vier neue Provinzen errichtet, worunter die von Griechenland, Polen, Dänemark die drei ersten waren. Das gelobte Land erhielt fünf Klöster, die, als Anhang zu dem Werke des Stifters, die vierte Provinz bildeten. Bruder Jordan von Sachsen leitete zwölf Provinzen, und seine Nachfolger steigerten diese Zahl bis

auf fünfundvierzig. Bald waren die Klöster unzählbar. Mit jedem Jahre vermehrten sie sich. Lange Zeit stand der heilige Dominik allein; ein Jahrhundert später bildete die Korporation ein ganzes Volk; nach drei Jahrhunderten waren unter seiner Regel schon Verzweigungen von Völkern. Jede Ordensprovinz bestand als eine Nation für sich und hatte ihre eigene Sprache; Gemeinsames blieb nur das Erbe Dominiks, das Wort Gottes, die Armuth, das Kreuz.

Wenn wir in dieser Monographie eines so starken und ausgebreiteten Ordens vollständig sein wollten und könnten, so müßten wir uns in eine Aufzählung aller jener religiösen Einrichtungen einlassen, wozu näher oder entfernter der Geist des heil. Dominik angeregt hat, und die eben so vielen Zweigen, genährt von demselben Saft und aus Einem Stamme getrieben, gleichen. Doch wir können nicht daran denken, wenn wir uns nicht ins Unbegrenzte verlieren wollen. Wir müßten eine Uebersicht jener zahllosen Congregationen bringen, welche nur auf theilweisen Abänderungen der Hauptregel fußten, als: die Congregation von Toscana, die von Holland, die Occitanische Congregation⁴⁵⁾ u. s. w. u. s. w. Wir müßten einen Abriß der Geschichte des zweiten Ordens vom heil. Dominik, nämlich der Dominikanerinnen, auch Predigerinnen genannt, geben. Wir kennen den Ursprung dieses zweiten Ordens. Wir erinnern uns an den Eifer, mit welchem unser Heiliger, Angesichts jener Anfechtungen, denen in Languedoc Hoch und Nieder ausgesetzt war, den Jungfrauen ein frommes Asyl zu Unserer lieben Frau in Prouille eröffnete. Gegründet für junge Mädchen aus edlen Häusern fanden dort lange Zeit christliche Jungfrauen nur auf Grundlage stichhaltiger Ahnenproben Zutritt. Im siebzehnten Jahrhunderte ging das Recht zur Ernennung der Oberin in die

Hände des Königs von Frankreich über, und an der Spitze dieses adeligen Hauses, das theils in Frankreich, theils in Spanien zehn oder zwölf Colonien gegründet hatte, standen mehrere Prinzessinnen aus königlichem Geblüte. Zu eben diesem zweiten Orden gehörten auch die römischen Klosterfrauen, denen der heil. Dominik St. Sixtus als Aufenthalt angewiesen. Und endlich mußten wir der Vollständigkeit halber über den Ursprung und die Geschichte jener Dominikanischen Laien-Verbrüderung berichten, welche bei den Geschichtsschreibern mit den verschiedenen Namen: Orden der Streiter Jesu Christi; Büßerorden und auch dritter Orden vom heil. Dominik genannt ist. Der Zweck dieses gemischten Instituts war, einige der Ordensregeln auch in das Leben der Laien einzuführen, Bußübungen auch im Geräusche der Welt zu ermöglichen, indem man die Freiheiten derselben durch besondere Vorschriften beschränkte, und im Schooße der Gesellschaft einen zweiten besonderen Verein zu erwecken, der sich unter Leitung der Prediger geistlicher Erbauung hingab. Dieser zwischen Gebet und Bußwerken wandelnde Verein verschaffte dem Orden ungeheuern Einfluß und führte ihm aus allen Schichten der Gesellschaft geliebte Recruten zu. Der dritte Orden war gleichsam der Vorhof des Tempels. Besonders machten die Frauen sich durch ihren Eifer und einige selbst durch Heiligkeit bemerkbar. Man kennt die wunderbare Geschichte der heil. Catharina von Siena, dieser feurigen Seele, welche die ganze Welt mit begeisterter, christlicher Liebe umfaßte, und von der man sagen konnte, daß ihre Schriften eine wahre Theologie der Liebe seien.

Man sehe nun, welch unermessliches Terrain wir zu be-
gehen hätten, wenn es uns in den Sinn käme, eine vollständige
Monographie des Ordens zu geben. Wir werden uns darauf
beschränken, einen Ueberblick der Geschichte der Dominikaner

zu liefern, indem wir uns nur bei bedeutenden Namen aufhalten. Aber vor Allem und mit Einem Male wollen wir in einer einzigen Thatfache zeigen, wie sehr die wunderbare Ausbreitung des Ordens die Mitwelt in Erstaunen versetzt hat. Der Orden hatte seine Legende, seine romantische Epopöe. Ein seltenes zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts in Spanien erschienenenes Buch, bringt uns diese Legende voll von Zügen einer unglaublichen Naivetät, von denen wir im Vorübergehen einige aufzeichnen, um in dem Spiegel der Leichtgläubigkeit einer Epoche zu zeigen, welche Idee man von der fast übernatürlichen Macht und Ausdehnung des Ordens hatte. Wir sprechen hier von einer angeblichen Geschichte des Ordens vom heil. Dominik in Ethiopien, welche S. Louis von Urreta gegen das Jahr 1611 herausgab. Es ist dort gesagt, daß die Dominikaner in Ethiopien mehrere Klöster haben, deren die vornehmsten die von Plurimanos und Alleluia sind; daß in dem ersten stets neuntausend Brüder und mehr als dreitausend Arbeiter und Knechte, in jenem von Alleluia siebentausend Brüder zu finden seien; daß das Kloster von Plurimanos bei vier Meilen im Umfange habe; daß es achtzig Schlafzimmer enthalte, von denen jedes einen großen Hof, einen Kreuzgang, eine Bibliothek, eine Sakristei und eine besondere Kirche habe, in der die Brüder dieser Abtheilung den wöchentlichen Gottesdienst halten; aber alle Schlaffäle seien so gelegen, daß man von dem einen Ende derselben in die Hauptkirche gelangen kann, wo die Brüder an Sonntagen sich zur gemeinschaftlichen Messe vereinigen, und das andere Ende mit dem Refectorium in Verbindung stehe, das zwei Meilen lang sei und die Brüder zur gemeinschaftlichen täglichen Speisung aufnehme. Diesem gigantischen Bilde haben wir nichts mehr hinzuzufügen, und können uns die Beschreibung der Klöster von Alleluia und Beningali, so wie die

halb fabelhafte Geschichte der Klöster St. Thecla=Almanot, St. Thecla=Avaret, St. Imate u. s. w. ersparen. Wir haben dieß Eine Beispiel nur angeführt, um zu zeigen, bis zu welchem Grade die öffentliche Meinung in ihrer Vorstellung von der Größe des Ordens erregt war. Solche Berichte sind nichts anderes, als eine mehr oder minder malerische Uebertreibung der Wahrheit. Die Legenden sind das Vorrecht großer Charaktere und großer Ereignisse.

Wir haben indeß zur Ehrenrettung dieses großartigen Instituts noch bessere Gewähr als Legenden. Es hat nämlich keinen geringen Antheil an der geistigen Ausbildung seiner Zeit, besonders bis zum sechzehnten Jahrhundert genommen; und in allen bedeutenden Fragen, welche die Welt durch dreihundert Jahre bewegten, finden wir den Einfluß, die Spuren, den Namen dieses Ordens. Aber man erwarte von uns nicht ein statistisches Jahrbuch der aufeinanderfolgenden Ordensmeister oder Generalscapitel, die von Zeit zu Zeit zusammengetreten sind, um die wichtigsten Angelegenheiten des Instituts zu ordnen oder über einzelne Theile der Gesetzgebung zu debattiren. Für uns wäre dieß eine undankbare, für den Leser eine ermüdende Arbeit. Wir wollen nur eine Blumenlese halten; aus der Zahl der Namen, die gleichfalls Erbgut des Ordens sind, werden wir nur jene herausheben, die sich durch glänzende Tugenden oder durch unvergängliche Schriften, oder endlich in besonderer politischer Stellung unsterblich gemacht haben, wenn nämlich das Schicksal sie aus dem Dunkel des Klosterlebens in den vollen Schimmer der Geschichte eingeführt hat. Hier haben wir, wie uns scheint, ein ungleich fruchtbareres Gebiet, auf dem es uns gestattet ist, mit Uebergehungen unwichtiger Einzelheiten, unsere Aufmerksamkeit jenen erhabenen Zügen an der vielgestaltigen Erscheinung dieses Ordens zuzuwenden und ihn ebenso mächtig

auf dem Boden der Wissenschaft, als auf seinen Kanzeln und in der Verwaltung der Kirche zu finden.

Wir haben gesehen, daß der heil. Dominik für sein Institut zwei große Ideen verfolgte: Den Glanz der apostolischen Sendung und den des Wissens. Indem er nie die eine von der andern trennte und sie sich gegenseitig unterstützen ließ, gab er dem Kanzelvortrage den soliden Grund ernstern Studiums, nahm er die Begeisterung der Rede von den geheiligten Quellen der Gottesgelehrtheit und zog er hinwieder die Wissenschaft aus dem engen Kreise der Schule, um sie, hingestellt auf das weithingesehene Tribunal des Wortes, zu befruchten, zu verbreiten. Dieser zweifachen Aufgabe entsprach der Orden in bewunderungswürdiger Weise, und mit Stolz zählt er unter seinen Söhnen die eifrigsten Apostel, die aufgeklärtesten Kirchenlehrer. Er war gleich unerschöpflich reich an Wissen, an Tugenden und an Demuth. In den letzten Lebensjahren unseres Heiligen trat ein neues, die heiligen Bestrebungen des jungen Ordens förderndes Moment hinzu. Ich meine die kirchliche Politik und das päpstliche Regiment, das der Orden durch mehrere Jahrhunderte, und mit Rath und That zu einer Zeit zu unterstützen berufen war, als es kaum sein direkter Vertreter auf dem Stuhle des heil. Peter selbst vermochte. In der Ernennung Dominiks zum Magister des heiligen Palastes gab sich diese neue Rolle zum ersten Male kund; denn diese Würde, theologisch in ihrem Ursprunge, mußte bald eine politische werden. Der Magister des heiligen Palastes war dessen geistlicher Rath. Zu einer Zeit, wo alle politischen Ereignisse sich für die Kirche auf Fragen des kanonischen Rechts und auf Gewissensfälle zurückführten, war es nicht schwer zu sehen, daß der geistliche Rath des heiligen Vaters, der Vertraute seiner Gewalt und oft die entscheidende Stimme in jenen großen Fragen war, welche die Christenheit

spalteten. Wissenschaft, apostolische Gewalt, Kirchenpolitik, — da haben wir eine ganz natürliche Gliederung, die uns auffordert, die hervorragendsten Gestalten, die größten Charaktere, die genialsten Geister des Ordens, z. B., St. Thomas, Las Casas, Pius V. mit einiger Aufmerksamkeit zu betrachten.

Eines der kostbarsten Vorrechte, welche der päpstliche Stuhl dem heil. Dominik und seinem Orden ertheilte, war ohne Zweifel das Recht des Unterrichts. Das sicherste Mittel, einem jungen Orden die so nothwendige Beachtung zu erwerben, war die Wissenschaft und das untrüglichsste Mittel, ihm einen wissenschaftlichen Namen zu machen, war eine Stellung auf den Universitäten. Aber, obgleich im dreizehnten Jahrhunderte das christliche Europa an Universitäten keinen Mangel hatte, so gab es doch nur Eine, die den Namen einer Universität verdiente und würdig vertrat, nämlich die von Paris, ein wissenschaftlicher Sammelplatz aller Nationen. Wollte irgend ein Name bekannt, irgend eine Autorität in der Wissenschaft anerkannt werden, so mußten sie ihre Adelsbriefe, so zu sagen, aus der Schule des Vorhofes von Notre-Dame, aus der Akademie geholt haben. Diesen Weg waren die größten der Scholastiker, Wilhelm von Champeaux, Abailard gegangen, und die Erinnerung ihrer gewaltigen Lehren erhielt unter Meistern und Schülern eine Art innern Stolzes, einen gewissen geistigen Adel, der das Wissen so sehr begünstigt. Diese geistige Ueberlegenheit ward auch von allen Nationen anerkannt. An der Akademie war ein beständiges Kampfspiel zu Ehren des Aristoteles. Ihre Hallen waren stets Jedem geöffnet und aus ihnen mußte man den Doctortitel, diesen Gegenstand des Ehrgeizes aller Scholastiker, holen. Wir dürfen nicht übersehen, daß vor Ende des dreizehnten bis zum Beginne des vierzehnten Jahrhunderts an dieser Universität, als Meister oder Schüler, nacheinander

Männer wie Albert der Große, wie St. Thomas, der Engländer Roger Bacon, ein Phänomen in physikalischen Studien, dann Brunetto Latini, Dante's Meister, und Dante selbst aufgetreten sind, welcher letzterer im Jahre 1304 seinen berühmten Satz: *de quolibet* (was beliebt) gegen vierzehn Gegner durchführte, die er nacheinander mit dem Gewichte seiner Gründe und Syllogismen zu Boden warf. Man mußte, um in der gelehrten Welt eine Stellung einzunehmen, allen möglichen Herausforderungen auf diesem Allen zugänglichen Kampfplatze die Stirne geboten haben.

Seit dem elften Jahrhunderte herrschte die Universität von Paris unumschränkt im Reiche der Geister. Man begreift daher, wie sehr es den Dominikanern wünschenswerth sein mußte, den Zutritt in diese Burg der Scholastik zu erringen. Es war aber nichts leichtes, dort festen Fuß zu fassen. Wohl kam die Akademie den fremden Gelehrten mit auszeichnender Gastfreundschaft entgegen; aber zugleich überwachte sie eifersüchtig ihre Lehrstühle und wußte deren Besetzung ganz ihrem Gutdünken vorzubehalten; sie war weit davon entfernt, den Unterricht nach andern Grundsätzen als den ihrer eigenen Uebersieferungen auszuüben, oder sich einer andern Autorität als jener des Königs von Frankreich und in letzter Instanz der des heiligen Vaters zu unterwerfen. Diese ihre Unabhängigkeit war auch ihr kostbarstes Recht, und die Universität fürchtete nichts so sehr, als dasselbe zu Gunsten eines jener streng geregelten Orden aufzugeben, deren oberster Lehrsatz der blinde Gehorsam ist und deren Körper von einem einzigen Willen belebt und in Bewegung gesetzt wird.

Die Dominikaner, nach ihrem Wohnorte: dem St. Jacobskloster, auch Jacobiner genannt, hatten sich bereits zwölf Jahre in Paris aufgehalten, als das Jahr 1228 ihnen eine

unverhoffte Gelegenheit darbot, einen jener langersehnten Lehrstühle einzunehmen. Es war während eines Stillstandes der Vorlesungen an der Universität, die sich in Folge einiger Differenzen mit der Königin Blanca, theils nach Reims, theils nach Angers verlegt hatte. Diese Entfernung der weltlichen Lehrer nun benützten die Dominikaner und brachten es dahin, daß ihnen von Seite des Bischofs und des Kanzlers ein Lehrstuhl eingeräumt wurde. Die Differenzen waren zu Ende gekommen, aber die Dominikaner behielten die Kanzel, ja im Jahre 1230 errichteten sie eine zweite trotz der förmlichen Opposition der akademischen Syndiker und den gegen sie geschleuderten Banndecreten der Universitätsmitglieder. Die Brüder Rolland und Johann von St. Gilles waren die ersten, welche diese beiden wie im Sturme und mit dem Degen eingenommenen Kanzeln bestiegen hatten. Aber die Universität hielt sich an ihre Privilegien, und es begann ein erbitterter Streit, in dem Worte und Federn nicht gespart wurden. Das Mittelalter verlieh solchen Discussionen einen etwas derben Charakter; man war noch nicht vertraut mit der heutigen Kunst, in den heftigsten Streitfragen den Anstand der Höflichkeit aufrecht zu erhalten und seinen Gegner zu erdolchen, indem man ihn mit Blumen bewirft. Wilhelm von St. Amour, der Rector der Universität war in diesem vierzig Jahre dauernden Streite der unermüdliche Kämpfer der Akademie gegen die Bettelmönche. Sein Name wurde der Nachwelt als der eines unversöhnlichen Feindes der Dominikaner und eines wüthenden Verfechters der Vorrechte der Universität überantwortet.

Wir haben erwähnt, daß man im dreizehnten Jahrhunderte von gemäßigter Haltung in Streitsachen keine Idee hatte und daß man, um zu überzeugen, gar oft mit ehrenrührigen Ausfällen entweder gleich begann oder doch damit endete. So konnte

es Wilhelm nicht über sich bringen, in seinen Reden und Vorträgen auf jene Pseudoprediger hinzudeuten und sie als Heuchler, Erbschleicher, Müßiggänger, Spione, Landstreicher und Störer der geistlichen Hierarchie der öffentlichen Verachtung preiszugeben. Die Dominikaner vertheidigten sich und erwiderten Beschuldigung mit Beschuldigung. Sie warfen ihrem Gegner vor, daß er eine Schrift gegen den Papst herausgegeben und verbreitet habe. Im Jahre 1255 erließ der Papst zu Gunsten des Predigerordens drei Bullen, und nach dem ausdrücklichen Willen des heiligen Ludwig sollte dieser Streit durch eine Art Vertrag ausgeglichen werden, dem zu Folge eine Trennung der Universitäts- und der Dominikanerschulen stattfand, und diesen zugleich auf ewige Zeiten zwei Lehrkanzeln zugesprochen wurden. Aber mit diesem Vertrage ging es wie mit allen aus Machtsprüchen hervorgegangenen Einrichtungen. Schon ein Jahr später erneuerte sich der Streit heftiger denn je und zwar auf Veranlassung des von Wilhelm geschriebenen berühmten Werkes: *De periculis novissimorum temporum*. (Von den Gefahren der neuesten Zeit.) Dieses Buch entzündete eine Art religiösen Krieges, in dem freilich weder Tödtet noch Verwundete die Schlachtfelder bedeckten, sich aber eine unzählige Menge von Büchern, Memoiren, Abhandlungen, Reden, Satyren, und Schmähschriften aufthürmten, als interessante Momente einer Zeit, wo Streitfragen gleich über das gewöhnliche Maß hinausprangen, und die Privilegien einer Schule sich zur Wichtigkeit einer Staatsfrage steigerten.

Wilhelm von St. Amour hatte jedenfalls Unrecht, so rücksichtslos mit seinen Angriffen aufzutreten; aber, um ihn zu entschuldigen, müssen wir darauf aufmerksam machen, daß er Rector der Universität, Vertreter ihrer Rechte und natürlicher Vertheidiger ihrer Interessen war; daß auf der andern Seite

die — wenigstens der Form nach — hinterlistige Einführung der Dominikaner, dem gesammten Körper der Universität als eine Verletzung und eine Verachtung erscheinen mußte, und daß die Natur des Streites als solchen von beiden Seiten so schwere Anschuldigungen hervorrief, daß der Zwist zu einer Frage auf Tod und Leben wurde. Jeder Streit im Mittelalter lief am Ende auf eine gegenseitige Anklage der Ketzerei hinaus.

Wilhelm unterlag. Er hatte es mit einem mächtigen Gegner zu thun und zudem brachte er sich durch sein allzu leidenschaftliches Auftreten gegen die Mönche um einen guten Theil seines Credits. Ueberdies gewann die Frage eine ganz besondere Ausdehnung. Die Franziskaner nämlich, die ihrerseits auch eine Kanzel, und zwar für ihren großen Theologen Alexander de Hales erlangt hatten, fanden sich in den Ausfällen der erzürnten Universität mit inbegriffen. Nun hatten die zwei Orden für sich den Ungestüm des Gegners selbst, die Ueberlegenheit ihrer Apologisten, die Gunst und das Vertrauen der römischen Curie. Sie siegten nicht allein durch die Kraft und das Gewicht einer zweifachen Vertheidigung, wie sie St. Thomas von Aquin und St. Bonaventura eingelegt hatten, sondern auch noch durch den bestimmten Ausspruch des Papstes Alexander IV. der Wilhelm unter Androhung des Bannes verwies und ihm das Lehren und Predigen, auch nicht vor einer einzigen Person, untersagte.

Opposition hat es zu jeder Zeit und überall gegeben. Selbst damals fanden sich starke Geister, freie Denker, welche es unternahmen, Wilhelm nach seiner Verurtheilung zu vertheidigen und ihn als Märtyrer seines guten Rechtes, als einen unterlegenen Kämpfer der guten Sache darzustellen. Sein Buch erlebte unerhörten Erfolg; um es populär zu machen, wurde es ins Französische übersetzt; ja selbst in Reime brachte man es;

von allen Seiten regnete es Verse und Satyren gegen die Mönche, und es findet sich aus dieser Zeit noch ein seltener Spruch der Excommunication und Enthebung vom Amte über Guillot, den Pedell der Zöglinge aus der Picardie verhängt, „weil er es gewagt, am Palmsonntage während einer Rede des Bruders Thomas von Aquin, mit lauter Stimme ein Buch gegen die Glieder seines Ordens auszurufen.“ Das war in der That nichts anderes als eine Erhebung der Universität, gegen die nur Bannflüche mit Erfolg angewendet werden konnten. Als im Jahre 1260, nach Alexanders IV. Tode, Wilhelm von St. Amour nach Paris zurückkehrte, wurde er im Triumphe empfangen, und du Boulay meldet uns in seiner „Geschichte der Universität“ in naivem Latein, daß die ernstesten Professoren der Akademie die Ankunft des Verbannten gleich Berrückten feierten. Wilhelm hatte von diesem Augenblicke an Ansehen und Berühmtheit gewonnen. So verdanken die Menschen ihren Namen oft nur der Sache, die sie verfochten haben, und wenn diese auch gefallen ist!

Wir haben diesen langen Zwist etwas ausführlicher erzählt; er war ja, so zu sagen, die erste öffentliche Probe von der Macht des werdenden Instituts. Diese Probe war entscheidend. Der Orden bewies nicht nur seine Existenz, sondern auch seine Kunst, seine Lebensfähigkeit, seine Macht. Sie waren von Gestern, jene armen Mönche, und doch behaupteten sie sich gegen die alte, berühmte Universität, welche mehrmals die Könige von Frankreich gezwungen hatte, mit ihr abzurechnen und ihre Rechte zu respektiren, waren diese auch häufig bis zum Mißbrauche gediehen. Wilhelm für sich war nur ein Mann des Widerstands und ein ungestümer Geist; aber hinter ihm stand die Schule von Paris und ein starker Anhang der Geistlichkeit Frankreichs, die aus dieser Schule her-

vorgegangen war, dann die ganze Geistlichkeit der Provinzen Sens und Reims, eine Menge von Bischöfen, auf deren Antrieb er sein Buch geschrieben hatte, und endlich jene lebhaftemuthwillige Jugend, die geschworne Feindin aller Unterdrückungen und Anmaßungen, der es gelang, durch Lieder und Sathren gegen diese Pseudo-Armen und Pseudo-Prediger das Volk von Paris für den Streit zu interessiren und zu alarmiren. Ueber alle diese gewaltigen Gegner triumphirte der junge Orden. Er behauptete die hinterlistig erworbenen, aber brav vertheidigten Lehrstühle; und als der Staub des Kampfes sich zertheilt hatte, als mit den Jahren die erzürnten Gemüther beruhigt waren, als eine andere Generation auf dem Kampfplatze stand, konnte man klar die Erfolge des Streites übersehen: die Universität hatte in diesem Zusammenstoße nur ihren Rector verloren, was sich immer wieder findet, und der Orden hatte sich einen Platz im Herzen der Wissenschaft selbst, in jener berühmten Schule erworben, wo ihn der Ruhm seiner Lehre bald heimisch machte.

IX.

Fortsetzung der Schicksale des Predigerordens auf dem Felde der Wissenschaft. — Albert der Große und St. Thomas von Aquino. — Die Thomisten und die Scottisten.

In demselben Jahre, als der heilige Dominik in die Hände der Vorsehung die Verwaltung seines Ordens zurückgelegt hatte und zum ewigen Frieden eingegangen war, empfing ein junger Graf von Schwaben, aus der mächtigen Familie der Bollstat, aus den Händen Jordan's das Scapulier, das ihn dem Orden einverleibte und dem er seine reichen Gaben an Frömmigkeit, tiefer Einsicht und ausgebreitetem Wissen zu übertragen bedacht war. Es schien, als ob er als Werkzeug Gottes aufgetreten wäre, der das junge Institut so augenfällig beschützte, indem er für glänzenden Ersatz seiner Verluste sorgte. Denn in dem Augenblicke, als Dominik seinen Weg zum Himmel nahm, trat Albert der Große, von höherer, unwiderstehlicher Eingebung getrieben, in den Orden. So gab es zwischen St. Dominik und St. Thomas kein Zwischenreich — der Ruhm des Ordens konnte sich nicht verdunkeln.

Das Leben und der Ruf Alberts lassen sich von zwei Seiten betrachten: im Lichte der Legende und in dem der Geschichte. Es gibt wenig Gelehrte des Mittelalters, die so den Ausschweifungen der Einbildungskraft anheimgefallen wären, als er. Nach den wundervollen Aufzeichnungen der Chronisten

soll Albert der Große um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts eine Art von Faust gewesen sein, der mit der Natur in magischem Rapport stand, die Elemente bändigte, alle Dinge seinem Willen unterwarf, kurz der allmächtige Herr einer übernatürlichen Welt war, die sich um ihn mit ihren Zaubern, ihren Geheimnissen, ihren Genüssen bewegte. Diesem fabelhaften Theile seiner Lebensgeschichte gehört z. B. der Bericht über das magische Banket an, das er dem Herzoge Wilhelm von Holland im Monate Zänner gab, und wo man das Winterkleid der Natur plötzlich mit Blumen und Früchten sich schmücken sah. Auf Rechnung eben dieser namenlosen Chronisten kommt auch die Geschichte vom redenden Haupte, einem Werke, zu dessen Vollendung sein Meister dreißig Jahre gebraucht, und das der heil. Thomas, erschreckt von seiner Fähigkeit des Sprechens, mit dem Stocke zerschlug, gleichsam als wollte er dieses Machwerk der Zauberei als eine Parodie der göttlichen Schöpfung züchtigen. Wir wollen diese fabelhaften Berichte schließen; glauben aber mit Ueberzeugung, daß diese Legenden als genaue Abbilder der Ideen von damals, wo sie immer zu finden waren, auf eine gewisse Ueberlegenheit aller jener Menschen, die sie mit ihrer fantastischen Poesie zu umweben der Mühe werth hielten, schließen lassen. Wem wäre es nicht bekannt, daß damals Wissen für Zauberei galt, und das Genie fortwährend des Verkehrs mit dem Teufel verdächtig war? In dem Jahrhunderte der Unwissenheit, so wie im Zeitalter der Civilisation darf man nicht ungestraft groß sein: man muß der Barbarei wie dem Reide seinen Tribut zahlen.

Rehren wir zu den Thatfachen der Geschichte zurück. Albert ward nach seinem Eintritte in den Orden von seinen Oberen berufen, die Theologie zu lehren. Er ließ sich nacheinander mit unerhörtem Erfolge zu Hildesheim, Freiburg, Regensburg,

Straßburg und endlich in Cöln hören; wo er sich zeigte, begleitete ihn ein ungeheurer Ruf. In Cöln war es auch, daß die Dominikaner ihm den jungen Thomas zuführten, „den großen Sicilianischen Ochsen, der eines Tages die Erde mit seinem Gebrülle erfüllen sollte.“ Noch in Aller Munde ist jene Anekdote über Thomas, daß er nämlich in den Vorlesungen Alberts stets schweigend und so regungslos saß, daß seine Mitschüler ihn für blöde hielten, und es war doch nichts Anderes als die innigste Sammlung seines Geistes; bis ihn eines Tages eine unerwartete Frage Alberts aus seinem Stillschweigen rief und den Blicken des Meisters und der Schüler eine Lebhaftigkeit des Geistes, tiefes Studium und Scharfsinn zeigte, daß sie Alle über diese plötzliche Auferstehung eines verborgenen Genies erstaunten. Im Jahre 1248 wurde Albert nach Paris zurückberufen, wohin ihm Thomas von Aquino folgte. Dort in der berühmten Capitale der Scholastik wurde er eben so glänzend empfangen. Unbestimmte Ueberlieferungen lassen vermuthen, daß das dankbare Jahrhundert die Erinnerung an Alberts Wirken als Gotteslehrers im Namen des Pläses Maubert verewigte, worin man eine Zusammensetzung der Worte: Maitre Albert erblicken will. Im Jahre 1249 finden wir den berühmten Meister jenseits des Rheins, und 1254 ward er von seinen Mitbrüdern zur Würde eines Provinzials von Deutschland erhoben. Sein Ruhm war damals auf dem Gipfel seiner Höhe; sein Name galt als Autorität, als eine kirchliche Macht. Der Papst sendete ihn nach Polen als Vertreter der christlichen Bildung und um dort die barbarischen Gebräuche, als das Töden mißgestalteter Kinder und gebrechlicher Greise war, fallen zu machen. Im Jahre 1255 nach Rom berufen ward ihm die Aufgabe, die Sache der Bettlerorden gegen die weltlichen Doctoren der Pariser Uni-

versität zu vertheidigen. Doch konnte er fast nur mit Gewalt gezwungen werden, im Jahre 1260 den bischöflichen Stuhl von Regensburg einzunehmen, und entsagte er diesem bereits nach zwei Jahren, worauf er als schlichter Ordensbruder, aber gekrönt mit seinem Ruhme in sein Kloster nach Cöln zurückkehrte und es nicht mehr verließ. Als er dort eines Tages, umgeben von zahlreichem Auditorium eben einen der wichtigsten Vorträge aus der Theologie hielt, verließ ihn plötzlich das Gedächtniß und seine gelähmte Geisteskraft verweigerte ihm ihre Stütze. Er betrachtete dieß als einen Wink des Himmels, sich von den Studien und Geschäften des Geistes zurückzuziehen und nur seinem Seelenheile zu leben. Er starb am 5. November 1280 im Alter von siebenundachtzig Jahren nach einem Leben voll Thätigkeit. Seine Werke füllen einundzwanzig Folioebände und wurden von dem Bruder Jammy im Jahre 1651 zu Lyon veröffentlicht; diese so starke Ausgabe enthielt nicht mehr als hundert Memoiren oder Schriften verschiedenen Inhalts, von denen die Titel und der Gegenstand auf uns gekommen sind. Albert der Große war eine lebendige Encyclopädie des dreizehnten Jahrhunderts. Ohne Zweifel finden sich in der Menge der ihm zugeschriebenen Werke auch viele unechte. Eine kritische Sichtung war in so früher Zeit unmöglich; aber trotzdem ist die Zahl der von ihm herrührenden Bücher noch immer so groß, um mehr als Einen Schriftsteller damit schadlos halten zu können.

Wir haben nicht die Muße, uns näher in die Prüfung dieses seines Rufes einzulassen. Das Urtheil der Zeitgenossen über Albert faßt sich in den folgenden Ausspruch: „Magnus in magia, major in philosophia, maximus in theologia,“ d. h. „er war groß in der Magie, größer in der Philosophie, am größten in der Theologie.“ Wenn dieses Lob auch etwas übertrieben

ist, so hat es doch darin einen Werth, daß es eine natürliche Eintheilung des Schaffens jenes Mannes bietet.

Ohne Albert den Großen als das hinstellen zu wollen, wozu ihn sein Jahrhundert machte, als einen Schwarzkünstler, ohne ihm alle jene Werke zuzuschreiben, die im Mittelalter unter seinem Namen erschienen waren, z. B. die Bücher: *De secretis naturae*, *de alchymia*, *de lapide philosophico*, so finden sich doch in seinen authentischen Schriften über physische und chemische Gegenstände — was man so damals darunter verstand — genug der Anhaltspunkte, um sich jenes Gerücht zu erklären, das den Meister als einen der Führer der hermetischen Philosophie des Mittelalters bezeichnete. Zu dieser Zeit, wo der letzte Zweck der Naturstudien ebenso unbestimmt war als ihre Methode, war der Geist, der sich mit den Eigenthümlichkeiten der Dinge befaßte, allen Vorurtheilen und Täuschungen preisgegeben, die das Studium der Natur zu einem dunklen, geheimnißvollen Wissen stempelten. Man sah die Welt nur durch das Prisma der Begeisterung. Albert entging so weniger als seine Zeitgenossen jener Verblendung, welcher die lebhafteste Einbildungskraft bei der oberflächlichen Betrachtung der Natur anheimfiel. Es war mehr ein Fehler des Jahrhunderts als die Schuld der Menschen. Ueberall ging der Wissenschaft der Glaube an Wunder voraus. Doch mögen wir immerhin annehmen, daß Albert der Große zum Studium der physischen Welt ganz besondern Geschmaç und befruchtende Wärme mitgebracht habe. Wohl hat er nicht das Pulver erfunden, wie einige zu eifersüchtige Biographen sagten, aber er hat in der Mineralogie und Zoologie allgemeine Grundsätze aufgestellt, die, wenn auch nicht so ganz von richtiger Auffassung, doch von tiefem, umfassendem Wissen zeugen. Und wenn man nun zugeben muß, daß Physik und Magie im dreizehnten Jahrhun-

derte, dieser Zeit der Barbarei, in einander übergangen, so begreift und rechtfertigt sich jenes seltsame Lob, welches Albert „groß in der Magie“ nannte.

War er „major in philosophia“ noch größer in der Philosophie? Kein Zweifel. Albert ist der erste bedeutende Commentator des Aristoteles im christlichen Europa gewesen, Boetius ausgenommen, der die letzten Tage der römischen Civilisation gesehen. Man wird dieses Lob nicht übertrieben finden, wenn man die Abhandlungen Albert des Großen über die Logik und Metaphysik des Aristoteles zählt und eine Ziffer von 189 findet. Und das seltsamste dabei ist: der Commentator las Aristoteles in einer lateinischen Uebersetzung, er verstand weder griechisch noch überhaupt orientalische Sprachen. Er kannte Theophrast und den Areopagiten Dionys, Avicenne und Averroes nur aus sehr mittelmäßigen Uebersetzungen. An Albert ist also nicht sowohl die Gründlichkeit als die Ausdehnung seiner Bildung, weniger die Ursprünglichkeit des Geistes, der neue Systeme aufbaut, als die verschwenderische — wenn auch ungeordnete — Fülle seines Wissens, die Alles wiedergibt, zu bewundern. Alberts Einfluß war nicht weniger mächtig; er durfte daran denken, mit dem Nimbus seines Namens den verabscheuten Namen des großen arabischen Philosophen, Averroes zu schlißen; er brachte die peripathetische Philosophie wieder zu Ehren, indem er sie im Lichte orientalischer Commentare erläuterte, und endlich dürfen wir nicht übersehen, daß er bei allem Eifer, womit er die hohe Stellung und die Rechte der Theologie aufrecht erhielt, der Philosophie ein Plätzchen nebenan gönnte und daß er dem freien Denken auch das Recht zuerkannte, sich zur Wahrheit im Ausdrücke zu gestalten.

Ueber den Theologen nur Ein Wort. Die Bezeichnung der Zeitgenossen: „maximus in theologia,“ scheint etwas über-

trieben. Ohne Zweifel ist er durch den Umfang seiner Werke bedeutend: aber die in denselben herrschende Weiterschweifigkeit, falsche Mäßigung, Mißbrauch der Erläuterungen, Citate, Abhandlungen, alles das läßt sein Wirken als Gottesgelehrter einem grund- und uferlosen Meere vergleichen, in welchem die Spuren voller Begabung, Tiefe der Betrachtung, unermüdlische Forscheremsigkeit, womit er alle nur möglichen Auslegungen der Worte des heiligen Textes aufstellte, Zierlichkeit der Ausführung und Lebhaftigkeit des Ganzen, fast unbeachtet umherschwammen und untergingen. So viel von seinem Bibel-Commentare, und seinen vier Büchern der Sprüche Peter Lombard's. Wir sollten auch von seinen beiden Summarien: „dem theologischen und dem Summarium über die Geschöpfe“ sprechen. Aber dieß führt uns nothwendig auf den heil. Thomas, der unstreitig die beste theologische Schöpfung Albert des Großen war.

St. Thomas von Aquino überragte Albert den Großen um jenen Vorzug, den geordnetes Wissen und angestammtes Genie stets über wirre — wenn auch massenhafte — Bildung, so wie über leicht entwickelte, glückliche Geistesanlagen erringt, die Alles aufnehmen, was eben zum Wissen gehört, ohne den Vorrath desselben mit neuen Erwerbungen zu bereichern. St. Thomas weiß nicht mehr als Albert, aber er weiß es besser; er bewahrt in der Wissenschaft die ganze Eigenthümlichkeit seines Wesens und erhöht dabei den Standpunkt des menschlichen Geistes. Albert der Große beugt sich unter seiner Bürde; auf den weiten Strecken seines Wissens geht seine Originalität verloren. Er weiß den Standpunkt desselben zu bewahren, aber er bringt ihn nicht höher. Daher verdient St. Thomas mit mehr Recht den Titel eines Großen, den das Jahrhundert Alberten zuerkannt. Aber es ist so in der Ordnung: die Menschen haben diesem gegeben, was sie geben konnten, die menschliche Größe;

Thomas von Aquino hat vom Himmel das empfangen, was der Mensch nicht verleihen kann, Heiligkeit und geistige Macht. Sein Wort hat die Kraft eines Kirchenbeschlusses; und aus seinen Wundern sprechen seine Werke.

Thomas war um das Jahr 1227 im Neapolitanischen, auf dem Schlosse la Roche-Seche aus fürstlicher Familie geboren: Sein Vater, der Graf von Aquino, war der Nefse des Kaisers Friedrich Barbarossa; seine Mutter stammte von jenen Normannischen Fürsten ab, welche die beiden Sicilien eroberten. Wir finden in seinem Leben weniger Sagenhaftes als in dem Alberts des Großen: sein Ruf der Heiligkeit schützte ihn gegen die Fantastereien der Chronikenschreiber. Erzogen in der Abtei Mont-Cassin fand er sich in seinem dreizehnten Jahre zu Neapel in den öffentlichen Vorträgen der Prediger ein, die nicht säumten, ihren Zögling an sich zu fesseln. Mit sechzehn Jahren nahm er das Ordenskleid und ging nach Rom. Wir wollen hier nichts erzählen von den interessanten und ereignißvollen Auftritten, welchen diesen Abschnitt seines Lebens bildeten; nichts von den Thränen und Bitten seiner Mutter, dem Unwillen seiner Familie, von der Entführung durch seine zwei älteren Brüder, welche in Toscana als Heerführer in der kaiserlichen Armee dienten, von den Bemühungen seiner beiden Schwestern, die ihn um jeden Preis der Welt wiederzugeben versuchten, und die der junge Novize selbst dazu brachte, dieß aufzugeben; nichts endlich von den Rohheiten und Gewaltthatigkeiten seiner Brüder, die, nachdem sie darauf verzichten mußten, ihn wieder zu gewinnen, ihn bald durch üble Behandlung zu zwingen und bald durch ein feiles Weib zu verführen trachteten. Der gottesfürchtige Jüngling wies aber dieses mit heiliger Entrüstung von sich. Er offenbarte so seinen Beruf in siegreicher Weise, und seine Familie wich endlich der Gewalt dieser göttlichen Be-

geisterung und zurückgegeben den frommen Predigern zu Neapel legte er zu Ende des Jahres 1244 sein Gelübde ab. Von seinem Oberen nach Cöln geschickt, wo er die Vorträge Albert des Großen hörte, folgte er hierauf seinem Meister nach Paris und gab dort der Schule des heil. Jacob im Vereine mit seinem Meister, bis 1248, einen neuen Aufschwung. Nach einem Aufenthalte von vier Jahren zu Cöln finden wir ihn wieder zu Paris, wo er mit edler Mäßigung an dem Streite seines Ordens mit der Universität theilnahm und schon damals eine hohe Idee von seinen Talenten und seinem Wissen erregte, die aus seinen Vorträgen, seinen Predigten und seinen Werken hervorleuchteten. Ungeachtet des lebhaftesten Widerstandes und der wenig freisinnigen Opposition der weltlichen Universitätslehrer, stieg er dort durch die Grade eines Baccalaureus, eines Vicentiaten und Doctors rühmlichst empor. Er hatte die Bahn des Ruhms beschritten. In ihm, dem Doctor, konnte die Universität nur mehr den großen Theologen und einen berühmten Meister erblicken. Sie wendeten sich an ihn zur Entscheidung der so streitigen Frage über die eucharistischen Gestalten. Frankreich und sein König waren gleich stolz über diesen ihren bescheidenen und großen Gast. Der heilige Ludwig zog ihn zu seiner Tafel, und als Thomas eines Tages, ergriffen von plötzlicher Begeisterung und vergessend wo er war, auf den Tisch schlug und ausrief: „Ich habe gegen die Manichäer das entscheidende Argument gefunden!“, ließ der heilige Ludwig in wahrhaft königlicher Einfachheit und ohne von diesem derben Rufe beleidiget zu sein, einen Schreiber kommen und das Argument niederschreiben, damit es der Nachwelt nicht verloren gehe. Nachdem er sich neun Jahre in Italien bei den Päpsten Urban IV. und Clement IV., die ihn wie ein Orakel zu Rathe zogen, aufgehalten hatte, kehrte er 1269 nach Paris zurück, wo er, wie es heißt, häufige Un-

terredungen mit dem heiligen Ludwig hatte, der sich mit den Vorbereitungen zu seinem zweiten Kreuzzuge herumtrug. Wieder nach Italien zurückgekehrt, wo er durch drei Jahre eine Lehrkanzel versah, begab er sich ein letztes Mal von Neapel zum Concile nach Rom und starb auf dem Wege, im Alter von achtundvierzig Jahren, im Cisterzienserkloster von Fossa Nuova bei Terracina. Er hinterließ den Ruf des größten Theologen der abendländischen Kirche und des größten Philosophen, den das Christenthum seit dem heil. Augustin hervorgebracht hatte.

Es liegt nicht in unserer Absicht, genau den Anspruch zu prüfen, den der heil. Thomas auf diesen seltenen Ruf hatte. Wir können nur eine summarische Uebersicht der hervorragendsten Momente dieses zu gleicher Zeit so echt katholischen und ursprünglichen Geistes geben. Wir können uns nicht an den heil. Thomas als ein Ganzes, sondern nur an seine Werke halten. Von seinem Ruhme als Lehrer finden wir keine Zeugen übrig, aber seine Lehrmethode und das Wesen seines Vortrages haben uns, zum Theile wenigstens, seine ersten Biographen hinterbracht. Nichts war einfacher und zu gleicher Zeit mächtiger wirkend. Soll man sich über die „Sprüche“ Peter Lombard's oder über die „Categorien Aristoteles'“ auslassen? Die Gegenstände dieser Schriften, so bekämpft in den Schulen, wußte er durch geistvolle Schärfe, durch überzeugende Klarheit und lichtvolle Anordnung wieder zur Geltung zu bringen; es lag ihm mehr daran, das Rechte herauszustellen, als mit Texten zu prahlen. Doch verschmähte er nicht, dort, wo es nöthig schien, Citate zu Hilfe zu rufen; wo sie aber auftraten, zeigte sich, daß er sein eigenes Wissen nicht aus Mangelhaftigkeit, sondern in gewissem Tactgeföhle in den Hintergrund schob. Seine Darstellung ist nicht so weitschweifig wie die Alberts, nicht so wortreich und declamatorisch wie jene Alexanders von Hales; sie

hat eine scharf zugespitzte Pointe, auf die Alles hinausläuft. Handelt es sich um eine Erörterung, eine Beweisführung? Wer wüßte so wie er mit Vernunftschlüssen umzuspringen? wer vermöchte so wie er das siegende Dilemma zu setzen oder das gewagte zu widerlegen? wer so wie er das Epichirema mit seinen streng begleitenden Beweisen zu entwickeln? Stößt ihm eine schwierige Frage auf: so zergliedert er sie, breitet sich alle Lösungen aus, nähert sich ihnen und entfernt sich dann wieder, und faßt sie endlich alle zusammen, bis er seinen verwirrten, ermüdeten Gegner auf die einzige noch denkbare Lösung hindrängt, und das ist jene, wo Thomas ihn festen Fußes, unerbittlich wie die Vernunft, klar wie der Verstand selbst und unerschütterlich wie das gute Recht erwartet. Die Methode der Scholastik hatte sich in ihm zur höchsten Vollendung ausgebildet.

So viel von dem Lehrer Thomas. In welchem Lichte stellt er sich nun als Philosoph dar? Wo finden wir in seiner Theologie die Ursprünglichkeit? Sechzig authentische Werke geben hierauf Antwort: es sind seine Commentare über Aristoteles; die Erläuterungen der Bibel und der vier Bücher der Sprüche, seine besonderen Abhandlungen über verschiedene Punkte der scholastischen Theologie; das Summarium gegen die Heiden und andere katholische Streitschriften; es ist endlich das große Summarium, das allein den vierten Theil seiner Werke aufwiegt. Gehen wir nun in einigen Hauptmomenten die Metaphysik und Theologie des heil. Thomas durch.

Wir nennen diese beiden Worte absichtlich zusammen. Wenn gleich Metaphysik und Theologie sich zuweilen in ihren Anwendungen scheiden, wenn ihre Art und Weise, zum Bewußtsein zu gelangen, je eine andere ist, so sind sie ursprünglich doch in einem gemeinsamen Principe Eins, und diese heißt:

Gott. Für den heil. Thomas, wie zwei Jahrhunderte früher für den heil. Anselm, kann es da einen zufälligen Zwiespalt geben, aber keine dauernde Trennung gibt es zwischen der Vernunft, der Mutter der Philosophie und zwischen der Offenbarung, der Quelle des Glaubens. Gott leitet sich eben so von der Vernunft wie von der Offenbarung ab. In dieser Art der Darstellung kennen wir nichts Einfacheres, Erhabeneres und Entschiedeneres als die drei ersten Bücher des „*Summarii* gegen die Heiden“: Die Wesenheit Gottes betrachtet in ihren Eigenschaften und ihrer Vollkommenheit; Gott selbst dargestellt als Kennzeichen und Quelle alles Schönen und Guten in der Schöpfung; die ewige Allmacht Gottes, die in der Zeit geschaffenen Werke desselben, und die tausend Beweise, welche der Christ aus jedem erschaffenen Dinge für die Wahrheit seiner Religion entnehmen kann; das Ende der Welt, die Vorsehung, das wahre Glück der Menschen, und wodurch sie es verlieren, wodurch gewinnen; — das ist die große, fruchtbare Anlage dieser drei ersten Bücher, in denen der heil. Thomas nicht vergißt, daß er zu Heiden spricht. Er streitet gegen sie nicht mit dem Gewichte der heiligen Schrift: Vernunft läßt er gegen Vernunft auftreten, diese zeigt jenen Heiden den Weg, auf dem sie zum Glauben gelangen können. In diesem Punkte ist der heil. Thomas sehr klar, und die Anführung von Citaten wäre hier nur ein geringes Verdienst. Wir beschränken uns darauf, einen ganz bestimmten Satz hieher zu setzen: Er sagt: „Was der Meister in der Intelligenz des Schülers setzt, enthält das Wissen des Meisters, vorausgesetzt, daß er keine Flüge verbreitet, was man ohne Gotteslästerung von dem höchsten Wesen nicht denken kann. Nun ist aber die Kenntniß der Wesenheit der Natur von Gott selbst in uns gelegt, da er der Schöpfer unserer Natur ist. Diese Wesenheit ent-

spricht also vollkommen der göttlichen Weisheit. Was jener entgegen ist, widerspricht zu gleicher Zeit dieser, und kann also nicht von Gott sein." (Summarium gegen die Heiden, 1. Buch, 7. Kapitel.) Was ist das Geheimniß? Es ist ein Glaube, den die Offenbarung uns auflegt. Man nennt ihn Geheimniß, nicht weil er der Vernunft entgegengesetzt ist, sondern weil er über dieser steht. Man sieht, daß Thomas nicht zu jenen Theologen gehörte, welche Abschwörung der Vernunft zu Gunsten des Glaubens verlangen, und die ihr Religionsgebäude nur auf den Trümmern der Naturprincipien errichten zu können glauben. Er gehört zu jener vortrefflichen Schule, aus der die größten Kanzelredner und Kirchenlehrer hervorgegangen waren, deren Ueberzeugung es — von dem heiligen Augustin bis auf Bossuet — ist, daß die Vernunft in würdiger Haltung mit dem Glauben Hand in Hand gehen müsse, und daß die achtbarste Theologie nicht eben jene sei, die sich auf chimärische Wolkengebilde stützt. Der Himmel ist freilich die leitende Kraft, sie erkennen es und rühmen sich dessen, aber der Stützpunkt für den Menschen möge nicht außerhalb der Vernunft gesucht werden. Die nicht so denken wie der heilige Thomas, sind Mystiker, wie die Zöglinge der Franziskanerschule und deren berühmter Meister, der heil. Bonaventura.

Das sind, nach dem heil. Thomas, die wahren Beziehungen der Philosophie und der Theologie zu einander: ohne Zweifel ein Verhältniß der Unterordnung, aber nicht nothwendig ein feindliches, eingefleischt oppositionelles. Wir können hier nicht daran denken, uns in eine Auseinandersetzung jener zahlreichen Probleme einzulassen, welche der heil. Thomas abhandelte und löste. Es genügt uns, einige Lehrrsätze zu beleuchten, welche ganz besonders zum Wesen des Dominicanerordens gehören und zwar jene, welche im vierzehnten Jahrhunderte Veran-

lassung zu dem großen Streite zwischen den Thomisten und Scottisten Veranlassung gaben.

Im Mittelalter konnte man nicht Philosoph heißen, wenn man nicht theilnehmen wollte an den Fragen der Universalisten.⁴⁶⁾ Man hatte nur zwei Auswege: entweder mußte man einen idealen Himmel mit verwirklichten Begriffen erfüllen, oder in der Natur nichts als eine Reihe von alleinstehenden Objecten erblicken, die durch kein Band, keinen Grundsatz und keine Ordnung im Zusammenhange sind. Der heilige Thomas verfiel weder dem einen noch dem andern Irrthume. Wie sein Meister Albert der Große, nur mit mehr Kraft, fand er einen Mittelweg, auf dem er sich durch die Einwendungen und Hestigkeiten der beiden gleicherweise feindlichen Parteien nicht irre machen ließ. Den Realisten machte Thomas leicht begreiflich, daß sie die Persönlichkeit der Wesen aufhoben, indem sie die Wesenheit derselben leugneten; und wie sollte es da möglich sein, die Natur der erschaffenen Dinge und jene ihres Schöpfers zu unterscheiden? Den Nominalisten wies Thomas nach, daß die Gattungen und Arten nicht bloße Worte, sondern festbestimmte, der Betrachtung der Natur entsprechende Ausdrücke sind. Er leugnete die verallgemeinerten Wesenheiten, aber er bewies das Vorhandensein und die Nothwendigkeit einer geistigen Allgemeinheit. Er erklärte sich laut für das Princip der Individuation und trat entschieden gegen den blinden Nominalismus Roscelin's auf. Eine so tüchtige Stellung behauptete Thomas mit besonderer Kraft auf dem Gebiete der Logik, der Metaphysik und der Physik. Wir können diesen reichen Gegenstand nur oberflächlich berühren. Aber wenn wir die Philosophie des heil. Thomas mit Einem Worte charakterisiren sollten, so würden wir sagen: sie war Verstand, zur Höhe des Genies erhoben, ein Verstand, der unbeugsam, durchdringend

bald alle Feinheiten der Schule in leichter, anmuthiger Weise beherrschte, wenn man anders in jenen Büchern, wo der Gedanken schweren Apparat der Syllogistik nach sich zieht, Veranlassung zu solchem Lobe findet. Auch in der Theologie finden wir diesen hervorragenden Charakter des heil. Thomas von Aquino; originell mit Verstand, freimüthig, ohne je seine strengen orthodoxen Grundsätze aufzugeben, vereinigte er zwei große Eigenschaften in sich, nämlich die Kraft des eigenen Denkens und das Festhalten an der Offenbarung. So versöhnte er das Göttliche mit dem Menschlichen, zwei Elemente, die nur leichten Geistern getrennt erscheinen, und errichtete in seinem „Summarium“ eines der riesigsten Denkmäler, welche geistige Kraft im Vereine mit der Glaubensinnigkeit je der Gottheit aufzubauen versucht hat. Wir finden darin die Theologie in ihrer größten Vollständigkeit, Vollendung und mit all jener Orthodoxie, welche die Kirche ihr verliehen. Man nehme nur, daß in diesem, leider unvollendeten Summarium, mehr als tausend Fragen aus der Dogmatik und Moral aufgeworfen, erläutert und gelöst sind, ohne daß die zahlreichen Feinde des Ruhmes unseres Heiligen ihm eine einzige Unrichtigkeit je nachweisen konnten; und wo sie es auch versuchten, stand die Kirche selbst für „den Engel der Schule“ ein. Könnte man nach Alldem glauben, daß es verdienstlich wäre, einem solchen Werke gegenüber, den großen Lehrer wegen der durchaus scholastischen und dünnen Haltung seiner Gedanken, wegen der Monotonie seiner Systeme, und der Trockenheit ihrer Durchführung anzuklagen? Das könnte nur Schönrednern einfallen! Wie hätte zu jener hohen Würde des Gegenstandes der Pomp der Rede, der Flitter ihrer Ausschmückung dazu gepaßt? Man muß wie Erasmus eben nichts weiter als Literat sein, um dem heil. Thomas Dürftigkeit seiner schriftstellerischen Form vorwerfen zu können. In der That

glauben wir, daß die großen Ideen des heil. Thomas eher im Schatten der einfachen, nüchternen, scholastischen Frage gedeihen konnten, als im zudringlichen Glanze der Schöbnerednerei und Poetik der damaligen Zeit, einer Barbarei in elegantem Kleide.

Der heil. Thomas fand noch in seinem Jahrhundert heftigere Gegner als seit Erasmus der Fall war. Wir machen hier nur im Vorübergehen auf die lebhafteste Kritik des Bischofs von Paris, Stephan Tempier, aufmerksam. Es ist bekannt, daß der Meister des heil. Thomas, Albert der Große, im Alter von dreiundachtzig Jahren aus dem Kloster zu Cöln gegangen war, um die Lehrsätze seines unsterblichen Schülers zu vertheidigen. Hier war der Sieg ein leichter; nicht so in dem von den Franziskanern angeregten Streite, der einige Jahrhunderte dauern sollte. Man weiß, daß er von Duns-Scott,⁴⁷⁾ dem „subtilen Doctor“ herrührte und auf lange Zeit das gute Einvernehmen der Bettlerorden störte. In der Philosophie galt der Kampf den „Universalisten“: Duns-Scotus vertheidigte den Realismus. In der Theologie warf man sich auf das Thema der Gnade; die Dominikaner nämlich verfochten mit Thomas die strengen Grundsätze des heil. Augustin; Scott und die Franziskaner wollten diese gemildert haben, und neigten sich einem gemäßigten Pelagianismus zu. In der That schien aber dieser Zwist nur der Vorwand einer wenig christlichen Rivalität gegen einander. Die Minoriten konnten es den Predigermönchen nicht verzeihen, daß sie einen heil. Thomas hatten. Nun, kein Wunder, der Mensch verleugnet sich nirgend. Die Folge war, daß jeder Theil Partei ergreifen mußte, jeder einzelne Dominikaner war Thomist, jeder Franziskaner Scottist. In welch barbarischem Latein wurde da nicht geeifert! Welche Sprachschnitzer wurden da im Zorne nicht zu Tage gefördert! Und wie viele persönliche Hiebe wurden nicht von beiden Seiten

unter dem Namen von Vernunftgründen ausgewechselt! Von diesem Augenblicke an vergaßen die Bettlermönche auch die fromme Sitte des Friedenskusses, den der heil. Dominik dem heil. Franz von Assisi an den Stufen des Altars gegeben hatte. Der Krieg wurde schonungslos geführt.

Aber was schadete das dem Ruhme des heil. Thomas? Dieser bleibt für alle Ewigkeit der größte Name in der Geschichte der Scholastiker und in den Jahrbüchern der Kirche; er war es, der den katholischen Geist des heil. Augustin mit dem Bossuets durch eine eiserne Kette verband. Der ruhmvolle Sohn des heil. Dominik, größer noch als sein Vater, vereinigte Thomas in seinem Geiste all das Wissen des Mittelalters, das gesammte Lehrgebäude der Kirche. Sein Wort ist ein Orakel der Gottheit selbst. So beurtheilte ihn Johann XXII., als er von ihm sagte, daß Thomas mehr Licht über die Kirche verbreitet habe, als alle Doctoren zusammen, und daß er an Wundern reicher denn an Schriften sei. Ein eben so gewichtiges Urtheil sprach das Tridentinische Concil, als die Väter auf den Tisch des heiligen Hauses drei Bücher niederlegten: Die heilige Schrift, die Decrete der Päpste und das Summarium. Seit dem heil. Dominik war der Orden im wahren Sinne des Wortes ein Orden der Beredsamkeit. Der heil. Thomas fügte ihm den Namen eines „Ordens der Wahrheit“ hinzu. Schönes Loos unseres großen Heiligen der stets den Glanz des Ruhmes gesflohen hat, und von dem schönsten Ruhme, dem eines katholischen Helden, auch noch in seiner Nachfolge ereilt wurde.

X.

Schicksale des Ordens in seinem Predigerberufe. — Missionen der Dominikaner. — Außerordentliche Prediger. — Tauler. — Savonarola. — Sendung der Predigermönche in die neue Welt. — Barthélemy de Las Casas.

Wenn man zu den ersten Anfängen des Ordens zurückgeht, so wird man finden, daß das Predigeramt jenes war, das ihm der heil. Dominikus vor allen andern zugedacht hatte. Der Gründer des Ordens hält sich ganz besonders für einen Missionär und die Wissenschaft ist für ihn nur eine Vorbereitung. Die Lehrer mußten das Wissen pflegen, um es dann auf den Flügeln des Wortes in alle Welt zu tragen. Nicht anders faßten die berühmtesten Mitglieder des Ordens, die tüchtigsten Professoren ihren Beruf auf. Jederzeit findet man sie bereit, ihre Studien und ihre Kanzeln zu verlassen, so oft man sie zu ihrem apostolischen Amte aufrief. So gab Albert der Große, auf Befehl des Papstes, seine zu wissenschaftlichen Arbeiten benützte Zuflucht im Kloster auf und ging nach Polen, um dort gegen die barbarischen Sitten, die Ueberreste des Heidenthums, zu predigen. So vereinigte der heil. Thomas in unermüdlichem Eifer seinen Beruf als Prediger mit den Anstrengungen des Lehramtes. Ein beträchtlicher Theil seiner Werke war dem Bestreben zugewendet, seinen Brüdern, den Predigern gegen die Heiden und Keger, durch Methodik und Anhaltspunkte an

die Hand zu gehen. Niemals ließ der Orden dieses Hauptziel seines Eifers aus den Augen und die Beredsamkeit stand bei ihm im Dienste der Wahrheit. Wenn man daher die Geschichte der Dominikaner-Missionen erzählt, so berichtet man zugleich über die Ausbreitung des Glaubens in der alten und neuen Welt seit dem dreizehnten Jahrhunderte.

Es gibt kein uncultivirtes Volk, zu dem die Predigermönche nicht gedrungen wären, keine Wildniß, in die sie nicht zuletzt ihre heilige Begeisterung getragen hätten. Die Bulgarei, Griechenland, Armenien, Persien, die Barbarei, Indien, Ethiopien, sahen sie gegen heidnischen Fanatismus oder gegen alten Aberglauben oder gegen den Zorn der auf ihren Altären angegriffenen Götzen kämpfen. Noch gedenken Schottland, Dänemark, Polen, Preußen, Rußland, die Mauren, die Juden in Spanien des heil. Hyacinth, jenes Apostels des Nordens, Heinrich Suson's, des heil. Vincenz Ferrier. „Die ersten Winde,“ sagt Alzog, „welche europäische Fahrzeuge nach Grönland trieben, führten auch die Predigermönche dahin, und zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts waren die Holländer nicht wenig erstaunt, dort ein Dominikanerkloster zu finden, von dem schon im Jahre 1280 der Capitain Nicolaus Hani gesprochen hatte.“

Um den Bedürfnissen der neuen Welt zu genügen, mußte im Orden eine besondere Congregation unter dem Namen: „Mission für die Ungläubigen,“ errichtet werden; als aber Papst Johann XXII. im Jahre 1325 dieselbe bestätigte und es allen Brüdern freiließ, daran theilzunehmen, meldete sich eine so große Anzahl, daß man, um die Klöster nicht zu entvölkern, diese Erlaubniß sehr beschränken mußte. Man besorgte, nicht genug Missionäre für die entfernten Länder und die barbarischen Völker zu haben; denn jeder Bruder stritt sich um das Vorrecht der neuen Gefahren.

Aber mit nicht geringeren Schwierigkeiten hatte das Predigeramt gegenüber den christlichen Völkern, als bei dem Werke der Mission wider die Ungläubigen, zu kämpfen. Tag für Tag und fast jedesmal durch ein neues Wunder der Beredsamkeit, mußte man sich die erlahmende Frömmigkeit, die schwankende christliche Liebe, den sinkenden Glauben erobern. Man mußte den Kampf zu gleicher Zeit gegen die Autorität gewaltiger Geister, die es stets gibt, gegen den Widerstand einer aufgewiegelten Intelligenz und gegen die Passivität der Gleichgültigkeit führen, und diese letztere war gewöhnlich schwerer als der erklärte Feind zu besiegen. Die Errungenschaft eines Tages dauerte kaum länger als dieser Tag. Am kommenden und nächstkommenden Morgen mußte wieder und wieder darum gekämpft werden. Die Generationen rauschen eine um die andere dahin, und die Kanzel steht noch immer aufrecht in den Kathedralen. Der christliche Redner folgt Schritt für Schritt den Umgestaltungen des Irrthums, dieses ungreifbaren Proteus der modernen Alter. Heute besiegt er Waldus, morgen kommt Luther daran, den nächsten Tag Calvin, dann Voltaire und später Strauß. Der Kampf hat in einer Phase ein Ende, um in eine andere zu treten. So ward das Predigeramt ein wahres Werk der *Ecclesia militans*. Es ist ein Kampf ohne Stillstand, ein Krieg ohne Ruhe, und ein Sieg, nach dem sich der geschlagene Feind fürchterlicher und drohender als zuvor erhebt. Und dieser großen Aufgabe gegenüber war unser Orden stets gewachsen. Man konnte gewiß sein, allen Fortschritten des Irrthums entgegen, in jeder Kirche eine von einem Dominikaner besetzte Kanzel zu finden. Die Miliz der Wahrheit verließ niemals ihren Posten.

Das Mittelalter hat lange das Andenken dieser großen Prediger bewahrt. Zwei Namen sind es vor Allem, die im Gedächtnisse des Volkes fortleben: Johann Tauler und Hiero-

nymus Savonarola. Es sei uns erlaubt, bei diesen berühmten Namen einen kleinen Halt zu machen, denn sie gehören mit zu den seltensten Kostbarkeiten des Ordens.

Tauler ist einer jener edlen Geister, die von Natur aus das traurige Geschenk einer hohen Empfindsamkeit, einer glühenden Liebe, ja einer fast fränklichen Begeisterung für das Göttliche erhalten zu haben scheinen; gleich jenen Auserwählten, die man nur Fremdlinge auf der Erde nennen möchte, und welche unter dem Einflusse dieses überirdischen Wehes, dieser Sehnsucht nach dem Unendlichen die größten Qualen erdulden, die das menschliche Herz je belasten können. Aber es ist hier nicht bloß von einer Qual, es ist auch von einer Gefahr die Rede. Wie viele ausgezeichnete Geister hat dieser feine Wahnsinn nicht schon an den Abgrund des Mysticismus geführt? Und ist Tauler vollkommen dieser Gefahr entgangen? Wußte der „begeisterte Doctor“ stets dem seltsamen Zwange jener edlen Verirrungen zu entgehen? War er nicht zuweilen doch das Opfer jener Abgründe? Nach seinem Leben und seinen Werken dürfen wir dieß annehmen, aber um gerecht zu sein, muß man auch hinzufügen, daß Tauler niemals aufhörte, ein Orthodoxer zu sein, weil er die Demuth nie verlernte. Legen wir ihm mehr Eigendünkel und weniger Demuth zu, weniger von jener himmlischen Sanftmuth gegen Alles, was über ihm stand, so kommen wir auf Nicolaus von Basel, oder wohl auch auf einen anderen Eckart, einen Anhänger der Freigeisterei. Seine Bücher, und vor Allem das über die „Nachahmung der Armuth Jesu Christi“ stellen die Lehre von der „wahren und erfolgreichen Armuth“ auf, von jener, welche an der Wiedergenesung des Menschen durch unbedingte Entsagung, durch überlegte und freiwillige Einsicht Theil hat, und welche die Seele des Menschen vergöttlicht, indem sie dieselbe Gott

ähnlich macht. Aber Tauler verfiel dem Pantheismus nicht; mit aller Macht hielt er die nominelle, wenn nicht reelle Unterscheidung des Schöpfers und seiner Schöpfung aufrecht und suchte um jeden Preis den freien Willen zu retten. Die Logik mochte darunter leiden; aber was thuts? wenn nur die Moral gerettet, der Glaube unangetastet erhalten war. Es ist unmöglich Pantheist ohne sein Zuthun zu werden.

In Tauler vereinigten sich zwei ausgezeichnete Menschen: der Mystiker und der Moralist. In seinen Reden kam hauptsächlich der letztere zum Ausdruck; aber es war ein heiliger, begeisterter, von christlicher Liebe erfüllter Moralist, der in seinen wunderbaren Reden eine wahrhaft evangelische Salbung und Gnadenfülle offenbarte. In den auf uns gekommenen Vorträgen finden wir etwas von dem anmuthigen Geiste des heiligen Franz Salesius. Man wird daher den Einfluß Taulers auf seine Zeit, die Bewunderung der Mitwelt, den Enthusiasmus der Gläubigen begreifen. Das Wort des beredten Dominikaners holt sich seine Waffen nicht aus der Rüstkammer schülerhafter Syllogismen; es hat eine höhere Fundgrube: das menschliche Herz selbst, das durch die Gnade belebte Herz!

Noch einen Zug, um das Bild dieses großen, liebenswürdigen Charakters zu vervollständigen. Zur Zeit als ganz Cöln sich um den Rednerstuhl des Bruders Johann Tauler drängte, trat eines Tages, eben nach einer eindringlichen Predigt, ein Unbekannter an ihn heran und warf ihm, mit unerhörter Freiheit vor, daß er in seinem Herzen einen sündigen Fleck berge, nämlich den Hochmuth, da er, nicht allein auf Gottes Ehre bedacht, auch für sich die eitle Gunst der Menschen zu erwerben strebe. Als Tauler in seine bescheidene Zelle zurückgekehrt war, prüfte er sich. Er hatte allen Gütern der Erde entsagt; sollte es ihm entgangen sein, daß er dem Himmel auch noch

das letzte Opfer, seine Eigenliebe, darbringen müsse? Der Freimuth jenes Unbekannten schien ihm ein Wink von Oben zu sein. Sein Entschluß war gefaßt, er entsagt der Kanzel, und durch zwei Jahre sieht man ihn, dem heiligen Dienste obliegend, die Steine der Kirche und sein Strohlager mit den bittersten Thränen benetzen, und der Betrachtung des Herrn in Entsagung und Schweigen hingegeben. Als er glaubte, den bösen Geist des Stolzes in sich gebändigt zu haben, bestieg er wieder die Kanzel! Alles eilte auf den Ruf des geliebten Redners herbei. Doch, o Wunder! Tauler schwieg und weinte — seine Stimme versagte ihm — nur seine Thränen fließen frei und reichlich. Nun verläßt der Redner zum letzten Male den Stuhl und seine Zuhörer gehen, von heiliger Scheu erfüllt, auseinander.

Von Tauler bis zu Savonarola ist ein Sprung, weniger der Zeit als ihrem Charakter nach. Tauler ist ein Mann der Beschaulichkeit, Savonarola andachttrunken; die Begeisterung des Einen wendet sich stiller Betrachtung zu, die des Andern tritt handelnd auf. Beide sind die herbedesten Männer ihres Jahrhunderts, der eine in Deutschland, der andere in Italien.

Es war ein gewagtes Werk, das gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts Hieronymus Savonarola zu Florenz unternahm. Er hatte nichts Geringeres im Sinne, als in seinem Vaterlande, und später ohne Zweifel in ganz Italien, eine theocratische Demokratie aufzurichten. Er glaubte, die Moral aus ihrer Erniedrigung erheben zu können, wenn er seine Mitbürger aus der Sklaverei befreite. Zugegeben nun, daß die Grundlage der Moral stets die Freiheit ist, so war sein Vorhaben gewiß schön und edel, und es fehlte nicht viel, so hätte er es theilweise ausgeführt. Die Politiker können Savonarola dieses kühne Wagniß gegen die Medicis nicht verzeihen; ihrer

Meinung nach war es nur die unfruchtbare und vorübergehende Anstrengung eines ehrföchtigen Mönches. Mit diesem Ausspruche können wir uns aber nicht einverstanden erklären. Jedes auf uns gekommene Wort Savonarola's, jede seiner Handlungen beurfundet tiefe innige Ueberzeugung. Wenigstens wird Niemand dem Prior zu St. Marcus, Lebhaftigkeit, Schwung, Glanz und Wärme seiner Beredsamkeit bestreiten. Er verstand es, sein Auditorium zu begeistern, mit den Schauern der göttlichen Nähe zu erfüllen; er entflamnte die Herzen, eine ganze Generation hob er mit sich empor. Wohl war sein Leben ein fast abenteuerliches; aber gegenüber diesem verderbten Italien, inmitten einer Civilisation, die nur mehr das Schlechte groß zu ziehen vermochte, gewährte es einen Trost, aus den Ruinen der nationalen Freiheit diesen enthusiastischen Mönch hervorzuragen zu sehen, der sich unerschrocken an zwei so große Werke machte: die Wiederherstellung der Sitten und die Befreiung seines Vaterlandes. Und seltsam! um seinen Zweck zu erreichen, verbündete er sich den Franzosen, aber ohne die Unabhängigkeit von Florenz zu vernichten, und durch seine geschickte und muthige Haltung wußte er in diesem Zusammenstoße der Völker und Heere seinem Vaterlande eine ehrenvolle Neutralität zu sichern. Aber Papst Alexander VI., von Savonarola heftig angegriffen, gebot seinen Ideen Halt und hemmte seinen Siegeslauf. Es erhob sich in Florenz ein Franziskanermönch gegen ihn, und rechnend auf den Wunderglauben des Jahrhunderts, auf die Neugierde des Volkes, machte er den Vorschlag, er wolle mit Savonarola den Scheiterhaufen besteigen, um diesen als Betrüger zu entlarven. Am bezeichneten Tage ward der Scheiterhaufen errichtet und alles Volk harrete in gespannter Erwartung; da erhob sich Savonarola zu einer Einrede gegen diese thörichte Probe, die sein religiöser Sinn als eine Versuchung Gottes

zurückwies, und jetzt hatte er den Unwillen des leichtbeweglichen Volkes gegen sich erregt. Ein Platzregen verlöschte den Scheiterhaufen, die Menge zertheilte sich, Savonarola und die „Blüßer“ verhöhnend. Dieser Augenblick der Volksungunst war für ihn verderblich — seine Gegner bemächtigen sich seiner und Savonarola wird lebendig verbrannt. Als man ihm die Sentenz vorlas, die ihn aus der Kirche stieß, rief er ergänzend: „Wohl, aus der streitenden Kirche!“ Er wollte dadurch anzeigen, daß er jetzt in die triumphirende einzutreten hoffe.

Die Geschichte kam lange nicht zu einem festen Urtheile über diesen Mann. Für uns ist Savonarola ein großer Tribun und ein trefflicher Prediger. Aber es entsteht wieder der Zweifel, daß sich die Freiheit mit den Satzungen des Evangeliums nicht vereinigen lasse. Vergessen wir übrigens nicht, daß Savonarola gegenüber mächtigen Feinden, wie die Borgia's und Alexander VI., auch hohe Freunde hatte, unter andern den heil. Philipp von Neri, der ihn fast andächtig verehrte, und den Papst Paul III., welcher erklärte, „daß er jeden für einen Ketzer halte, der es wagen würde, Savonarola anzuklagen.“

Mittlerweile hatte sich der Schauplatz des Wirkens der Dominikaner unendlich erweitert. In dem Maße, als die Grenzen der Welt sich mehr und mehr in die Ferne schieben, wachsen die Aufgaben des Ordens. Man hat eine neue Welt entdeckt, und der Orden läßt sich dort finden. Vom Jahr 1503 angefangen gingen die Predigermönche auch ihrerseits aus, dieses Amerika sich zu erobern. Am Schlusse des Jahrhunderts hatten sie es bereits mit Kirchen und Klöstern bedeckt. Neu=Spanien, Chili, Peru gehören ihnen, aber sie treten für ihre neuen Besitzungen auch in die Schranken. Im Jahr 1542 bekehrt Ludwig Canceri die Floriden. Im Jahr 1549 zählt die Halbinsel von Malaga und die benachbarten Inseln bereits achtzehn Klöster

und sechzigtausend Christen. Im Jahr 1550 erhält Lima eine dominikanische Universität. Erstaunt sah die westliche zweite Hälfte der Erde, aufgerollt dem Genie eines Christoph Columbus, diese fremden Gäste in ihre Einsamkeit dringen, und ihr ein unbekanntes Wort, einen wunderbaren Glauben an einen gekreuzigten Gott spenden. Unglücklicherweise waren die Dominikaner nicht die einzigen Eroberer der neuen Welt. Abenteurer, der Auswurf der alten Welt, vertilgen durch das Gewicht unmenschlicher Arbeit die verweichlichte Race der Eingebornen und opfern ihren mörderischen Gelüsten Millionen Menschen. Der Anblick dieser entsetzlichen Grausamkeiten zerreißt das Herz der Dominikaner, und einer ihrer Brüder, Barthelemy de Las Casas erwirbt sich unter den großen Wohlthätern der Menschheit dadurch unsterblichen Ruhm, daß er mit wahren Heroismus gegen diese elenden Unterdrücker aufgetreten war. Acht Mal durchzog Las Casas, seinem Eifer für die göttliche Sache folgend, den Ocean. Die Könige sandeten ihn mit Versprechungen und Ehren überhäuft zurück, und inzwischen fuhr man in schauderhafter Eile fort, die Tropenländer zu entvölkern. Wer könnte erschöpfend von der rührenden Gewalt jener merkwürdigen Denkschrift berichten, in welcher Las Casas feierlich die Sache der Indianer vor Carl V. verfocht? Wer kennt aber nicht wenigstens jene Stellen, aus denen eine Art heiligen Entsetzens spricht? Als Las Casas seine Landsleute gleich Tiegern, in Amerika wüthen sah, überkam es ihn wie die Schauer einer drohenden schrecklichen Catastrophe. Er sagt:

„Ich habe mit eigenen Augen gesehen, daß die Spanier Männern und Weibern Hände, Nasen und Ohren abschneiden ohne Grund, blos weil es ihnen so gefiel. Ich habe es gesehen, wie sie die armen Indianer von Hunden jagen und in Stücke zerreißen ließen. Ich habe es gesehen, wie sie Kinder

von den Brüsten ihrer Mütter wegnahmen und mit aller Kraft in die Lüste schleuderten. Ein Priester, Namens Ocagna, entriß ein Kind den Flammen, in die man es geworfen; ein dazu kommender Spanier nahm es ihm weg und übergab es wieder dem Feuer. Jener Mann starb des andern Tags plötzlich und ich erfuhr, daß man ihn nicht beerdigen ließ.

„Ein königlicher Officier erhielt dreihundert Indianer; nach drei Monaten hatte er davon nur mehr dreißig. Man gab ihm wieder dreihundert; er ließ sie zu Grunde gehen, und so fort und fort bis er endete und dem rächenden Schicksale verfiel.

„Ich beschwöre es vor Gott und meinem Gewissen, daß mein Bericht dessen, was schon geschehen, und noch heute geschieht, nicht im zehntausendsten Theile übertrieben ist.“

Carl V. ernannte Las Casas zum General-Protector beider Indien. Aber was vermochte ein Titel gegen ein ganzes Volk von Vertilgern, deren Schuld ganz Spanien zu theilen schien? Amerika ward verwüstet, aber der Name des „Protectors beider Indien“ blieb gesegnet.^{47b)}

Ein Leben, das ein Jahrhundert dauerte und eine Reihe von Heldenthaten war; männliche, einfache Rede, ein natürlicher und fester Charakter, apostolischer Eifer und dabei die liebenswürdige Sanftmuth eines Kindes, ein makellooses Herz, ein Mitleid, das ihn beredt machte, da haben wir Las Casas' Bild, eine ewige Zierde des Ordens. Las Casas im sechzehnten, der heil. Thomas im dreizehnten Jahrhundert — entrollt sich uns in diesen Namen nicht die glänzendste Geschichte, die höchste Gnade des Himmels?: Gottes Barmherzigkeit in Las Casas, Gottes Weisheit in St. Thomas verkörpert.

XI.

Stellung des Ordens in der kirchlichen Verwaltung und zur europäischen Politik. — Ein Wort über das Verhalten der Dominikaner in der Inquisition. — Päpste aus dem Mittel des Ordens. — Pius V. — Schluß. — Das Wiederaufleben des Ordens.

Die europäische Politik des Mittelalters war strenge genommen keine andere als die der Kirche und das Interesse des Glaubens. Man darf sich darüber nicht wundern. War auch die göttliche Hoheit der Päpste keine Thatsache, so war sie doch den Ansprüchen des Papstthums nach, ein Recht, mehr oder minder gewichtig je nach den Umständen, aber jedenfalls unverjährbar, unveräußerlich. Die Umstände waren der Theorie der Oberlehensherrlichkeit der Päpste oft entgegen, die Könige waren stets bereit, sich diesem Zwange zu entziehen, und so oft sie sich stark genug fühlten, erklärten sie sich für frei; aber das Princip stand in der Ueberzeugung der Kirche ungebrochen da, und kam günstige Gelegenheit, so zog das Papstthum eine Concession nach der andern zurück und brachte den großen Gedanken einer allgemeinen Herrschaft über die Reiche wie über die Gewissen neuerdings zur Geltung. Es war dieß, so zu sagen, die erbliche Politik des römischen Pontificats, und in diesem fanden die Päpste keine getreueren Stützen als die Dominikaner. Der Predigerorden zählte vier Päpste, nämlich Innocenz V., Benedict XI., Pius V., Benedict XIII.; mehr denn sechzig Cardinäle,

viele Patriarchen, über hundertfünfzig Erzbischöfe und etwa achthundert Bischöfe, die Vorsteher des päpstlichen Palastes nicht mitgerechnet, wozu stets Dominikaner berufen wurden. Auch dürfen wir nicht vergessen, daß der Orden der Prediger nicht nur an der Gründung, sondern an der Ausübung der Inquisition großen Antheil genommen, die eine so wirksame Controlle des Glaubens und ein mächtiges Werkzeug seiner Vertreter war.

Daß der heil. Dominik nicht, wie gewöhnlich angenommen wird, der erste Inquisitor war, steht zu Genüge fest, und wir haben es versucht, unsere Leser davon zu überzeugen. Aber wir sind weit entfernt, den Orden von dem Vorwurfe der Theilnahme loszusprechen. Lacordaire hat es nach uns ohne Glück versucht. Doch wenn es ihm auch mißlang, so loben wir nichts destoweniger diesen Versuch; er kam aus einem edlen Herzen, das die übrigens glorreiche Vergangenheit des Ordens nur im Lichte seiner Ehrfurcht und fast kindlichen Hingebung schaute. Lacordaire wies mit jener hinreißenden Wärme, die seine Darstellung charakterisirt, in bewunderungswürdiger Weise nach, daß die strengste Inquisition, nämlich die Spanische, ihren Ursprung und ihre ganz besondere Färbung eben so von politischen wie von religiösen Ursachen herleitete; daß der heimliche Bund der Mauren und Juden, verborgen unter dem falschen Titel einer christlichen Verbrüderung, eine Art Staat im Staate bildete, daß die spanische Inquisition in der That ein königliches Gericht war, dessen Verantwortlichkeit man wohl den Päpsten aufbürden wollte, das aber im Grunde von diesen gar nicht abhing. Lacordaire beweist ferner und zwar, wie wir glauben ohne widerlegt zu sein, daß die eigentlichen Gründer der Inquisition in den anderen Ländern, die Päpste, die Bischöfe, oft auch fürstliche Häupter, wie der deutsche Kaiser, und daher

nicht die Dominikaner die Erfinder dieses Instituts waren. Weniger klar ist uns, daß, nachdem die Inquisition einmal eingeführt war, die Dominikaner nicht ihre vornehmsten Werkzeuge gewesen sein sollten. Als auf der Kirchenversammlung zu Toulouse unter Papst Gregor IX., die bischöfliche Inquisition eine bestimmtere Organisation erhielt, die in fünfzehn besonderen Artikeln abgefaßt war und die Bischöfe zum Range ordentlicher Richter erhob, damit dieselben nicht mehr versucht waren, ihrer Untergebenen zu schonen, damals wählte der Papst fremde Mönche, und namentlich Dominikaner, welche die Funktionen päpstlicher Inquisition auszuüben hatten; sechs Jahre später ertheilte er dem Provinzial der Prediger in der Lombardei die außerordentliche Vollmacht, Inquisitoren in seinem Sprengel zu ernennen. Vacordaire bekräftigt mit Documenten, daß Minoriten es waren, welche oft zu diesem traurigen Amte berufen wurden. Wohl, aber in der Geschichte der Minoriten bildet die Inquisition nur ein ausnahmsweises Stadium, während sie in jener der Dominikaner als ein Privilegium aufzutreten scheint. ^{47c})

Vacordaire beschließt seine interessante Apologie des Ordens, indem er sagt, daß nach Allem die Inquisition, verglichen mit anderen Einrichtungen der Vergangenheit, ein wahrer Fortschritt gewesen sei, und daß sie Tausenden von Menschen das Leben gerettet habe, die sonst vor den weltlichen Tribunalen verloren gewesen wären. Aber, wenn dieses Gericht eine Wohlthat war, warum dann so entschieden dem Orden eine Verantwortlichkeit abnehmen, die nur eine rühmliche hätte sein sollen?

Es scheint uns nach allen Thatfachen gewiß, daß die Dominikaner eine Hauptrolle in der Inquisition gespielt haben. Könnte man aber glauben, daß wir dieß dem Orden zum Vorwurfe machen? Nein, denn man muß ein Zeitalter nach seinem Geiste und die Menschen nach ihrer Ueberzeugung beurtheilen.

Das dreizehnte Jahrhundert mit den Augen des neunzehnten ansehen wollen, hieße dem gesunden Verstande einen Schlag versetzen. Die Vorurtheile eines Jahrhunderts sind oft so mächtig, zuweilen unwiderstehlicher als die ewige Wahrheit, und die Laune eines Zeitalters hat gar oft schon die moralische Ordnung gestört. Wenn es uns ganz rechtswidrig scheint, daß ein Mensch wegen seiner Irrthümer verfolgt werde, so muß man dieß als natürlich jener Zeit zu Gute halten, wo die politische Ordnung sich durchaus an die religiöse lehnte, und das Verbrechen der Keterei eben so gegen die bürgerliche Gesellschaft wie gegen die Kirche verstieß. Wollte man einen Papst wie Gregor VII. oder wie Innocenz III. nach den Ideen des modernen Liberalismus beurtheilen, so würde man ungerecht und lächerlich sein. Seien wir also bedacht, in der Geschichte der Inquisition das religiöse Element, welches in der Ueberzeugung fußte und überdieß in Italien und Frankreich nicht über die Grenzen der Mäßigung hinausführte, von dem politischen Elemente zu trennen, das z. B. der Staatsinquisition in Spanien anflebte, wo diese nur eine Dienerin des Despotismus war, und ihre Auto-da-Fés noch über drei Jahrhunderte hinüber auf das Andenken Philipp's II. einen traurigen Schein warfen.

Die Dominikaner waren nur die Söhne ihrer Zeit. Möge man diese allein anklagen, daß sie so wenig die moralische von der zeitlichen Strafbarkeit zu scheiden wußte, und daß sie die geistigen Verirrungen dem unantastbaren Heiligthume des Gewissens entzogen hat; möge man darüber klagen, daß die Kirche zur Unterstützung ihrer Bannflüche den weltlichen Arm zu Hilfe gerufen und sich nicht gescheut habe, an der Seite der Bußtribunale jene entsetzlichen Richterstühle aufzubauen, wo doch unserer Meinung nach, jene allein der überirdischen Macht der Nachfolger Petri entsprachen. Als Jesus Christus Petri

gezogenes Schwert zurückwies, hat er für immer die Inquisition verdammt!

Der Orden war aber nicht bloß thätiger Unterstücker der päpstlichen Politik, er gab dieser auch berühmte Vertreter aus seiner Mitte. Vier Päpste zählte er unter seinen Kindern.

Der Erste aus dem Predigerorden, den die Tiara schmückte war Peter von Tarantaise, Erzbischof von Lyon, Cardinal-Bischof zu Ostia, Groß-Pönitentiarus, und dann Papst unter dem Namen Innocenz V. Er regierte nur fünf Monate, gewiß eine kurze Zeit; aber er hinterließ dauernde Spuren seines Amtes. Er war es, der so glückliche Anstrengungen machte, die Guelfen und Ghibellinen zu versöhnen.

Eben so ehrenvoll für den Orden war die Erhebung seines früheren Generals Nicolaus Bocasini,⁴⁸⁾ welcher als Papst den Namen Benedict XI. führte. Das Conclave ehrte in ihm Großherzigkeit und edlen Muth. An jenem verhängnißvollen Tage von Anagni,⁴⁹⁾ blieb der Dominikanergeneral allein an der Seite Bonifaz VIII., die Majestät der Tiara vertheidigend, welche Nogaret auf unwürdige Weise angegriffen hatte. Einmal Papst, konnte er mit Ehren die über Philipp verhängte Kirchenstrafe aufheben, er, der niemals vor den Zornausbrüchen der königlichen Machthaber zitterte. Er starb nach einem Jahre und hinterließ den zweifachen Ruhm unbeugsamen Muthes in Gefahren und weiser Mäßigung in der Ausübung seiner geistlichen Gewalt.

Von Innocenz V. und Benedict XI. haben wir in der Verwaltung der Kirche nur guten Willen, zu früh vom Tode überrascht, zu bewundern. Wir müssen auf Pius V. zu sprechen kommen, um im Dominikanermönche einen großen Papst anstaunen zu können. Dieser Name erfüllt uns zu gleicher Zeit mit dem Geiste der Heiligkeit und mit der Erinnerung an eine

kühne Politik; streng in der Tugend, groß in seinen Plänen, fest im Charakter, das war Pius V.

Michael Ghisleri, Papst unter dem Namen Pius V. und Nachfolger Pius IV., war am 17. Jänner 1504 zu Bosco, nahe bei Alexandrien geboren, woher er später auch den Beinamen des Alexandrinischen Cardinals erhielt. Nachdem er mit fünfzehn Jahren in den Dominikanerorden eingetreten war, ließ er schon zu dieser Zeit erkennen, daß er sich das strenge Leben der Demuth, den frommen Eifer des heiligen Dominik zum Vorbilde genommen habe. Sein Auftreten gegen die Ketzer verschaffte ihm die Stelle eines Inquisitors in der Lombardei. Im Jahre 1557 empfing er von Paul II. mit dem Cardinalsstuhle zugleich die Würde eines Generalinquisitors der Christenheit. Zum Papste erwählt 1566, offenbarte er auf dem Stuhle einen regen Eifer für die Interessen des Glaubens, aber auch unbeugsame Strenge. Er war ein großer Reformator, aber hart von Charakter, der die Politik der römischen Curie stolz und unbittlich ausübte. Er war einer jener Menschen, welche die thätigen Repräsentanten einer Idee auf dieser Welt sind. Die Idee, welche Pius V. vertrat, war die Wiederherstellung der geistlichen Sitten, wie sie auf dem Tridentinischen Concil beschlossen, aber noch lange nicht ihrer Vollendung entgegengeführt war.

Zum ewigen Ruhme wird es ihm gereichen, daß er durch strenge Ordonnanzen die Bischöfe zwang, sich eigenmächtig nicht aus ihrem Amtssitze zu entfernen, daß er die Cardinäle verhielt, in ihren Häusern das Beispiel größerer Frömmigkeit und Bescheidenheit zu geben, daß er den Luxus verdamnte und die reichen Geschenke, welche die Päpste bei ihrer Thronbesteigung zu geben pflegten, in Almosen verwandelte; daß er den Verkauf der Ablässe beschränkte, und endlich, daß er ganz besonders

darauf bedacht war, in Rom bessere Sitten einzuführen, die Courtisanen zu beschränken, um dem Auge dieses Aergerniß aus dem Wege zu räumen, ferner das Schauspiel der Thierkämpfe zu unterdrücken, damit sich die Herzen in der Augenweide vergossenen Blutes nicht verhärteten. Zu gleicher Zeit arbeitete er thätigst an der Belebung des katholischen Glaubens dort, wo sein Heil bedroht war, namentlich in Polen, Ungarn, im mittägigen Deutschland, in Belgien und Frankreich. Aber er war gegen sich selbst eben so streng wie gegen Andere und er gab vor Allen das Beispiel der Sittenreinheit und größten Demuth. Mit entblößten Füßen, in härenem Gewande und fasteten Leibes, sah man diesen Oberhirten den Processionen zu Rom folgen und die Spur der Borgia mit heißen Thränen benetzen. Da war er nicht mehr der höchste Würdenträger der Kirche, sondern ein schlichter Mönch, der letzte der Knechte Gottes. Der päpstliche Hof war nicht mehr der Hof eines regierenden Herrn: sondern ein Kloster oder vielmehr ein Bußhaus, wo, unter den wachsamten Augen Pius V., das gemeinschaftliche Werk des Heils unausgesetzt geübt wurde.

Unglücklicherweise überschreiten große Charaktere gar häufig das Maß ihres Wirkens: der Mißbrauch der Gewalt ist Tyrannei, und zwar eine um so unseidlichere, je höher die Idee, je unerschütterlicher die Ueberzeugung ist, denen die Gewalt ihre Begeisterung entlehnt. Ueberspringende Kraft führt zu den traurigsten Entartungen. Sollen wir hier an Nonius Palearius erinnern, der mit seinem Leben einen Witz auf die Inquisition bezahlte? Sollen wir an jenen Befehl erinnern, den er den Fürsten und Inquisitoren in seinem Eifer gegeben, einen Befehl, der ein verhängnißvoller Vorläufer der Bartholomäusnacht zu sein scheint, nämlich: Keinen Hugenotten

zum Gefangenen zu machen, sondern jeben, wo er eben ergriffen würde, zu tödten?

Mit einem solchen Papste ließ sich über die Rechte des Papstthums und die Privilegien der Kirche nicht streiten. Er führte die Theorie Gregors VII. bis an die äußersten Grenzen ihrer Geltung, indem er gegen die Macht der Thatfachen und Ereignisse, die Gewalt und den Einfluß der Kirche, so wie sie im Mittelalter bestanden, aufrecht erhalten wollte. Daher die berühmte Bulle *In coena Domini*, die auf Pius V. Befehl am Gründonnerstage nicht nur in Rom, sondern in allen christlichen Orten gelesen werden mußte.

Diese Bulle, schroff in ihrer Form und gewaltsam in ihren Principien, warf unter der Wucht des nämlichen Bannstrahles in Eine Gruppe Mörder, Räuber und regierende Häupter, die es wagten, den Prälaten ihre angestammte Gewalt zu entziehen, Fürsten, die der Kirche ohne Ermächtigung des Papstes Steuern auferlegten und geistliche Personen vor weltliche Tribunale stellen ließen, auch wenn sie ein Verbrechen begangen. Die Zurückführung der kirchlichen Macht auf diesen Standpunkt war aber fast eine Unmöglichkeit, denn viele dieser Rechte hatten von jeher nur in der Theorie oder im officiellen Style der Kanzleien bestanden. Daher sah man auch die meisten Fürsten, selbst Bischöfe lebhafteste Einsprache gegen die Veröffentlichung dieser Bulle in ihren Staaten und Diöcesen erheben. Ohne Zweifel war Pius V. durch diese Bulle in einen Anachronismus verfallen, denn man kann mit Decreten niemals Ideen oder Gebräuche in ein Leben zurückrufen, das sie längst ausgelebt haben; die Bulle blieb nur in Rom eine wirkliche, sich aufdringende Erscheinung, denn dort wurde sie Einmal des Jahres, am Gründonnerstage, als eine letzte Beschwörung, als letzter Nachhall des Mittelalters abgelesen, bis Clemens XIV.

diesen zu bloßer Förmlichkeit herabgesunkenen Gebrauch abschaffte.

Hier müssen wir uns jedoch beeilen hinzuzufügen, daß dieser Versuch der Wiederbelebung unmöglicher Rechte von Seite Pius V. seinen Grund nicht in persönlichen Interessen, nicht in Egoismus und falschem Ehrgeize hatte. Es war die Sache des Papstthums die Pius V. mehr als seine eigene vertheidigen zu müssen glaubte. Es war für ihn mehr eine Gewissensfrage als Eigenliebe. Er wollte nicht, daß die päpstliche Gewalt in seinen Händen verderbe; er glaubte der Kirche zu dienen, indem er rücksichtslos ihre Rechte zur Geltung brachte.

Eine glücklichere Idee war die Anregung des letzten Kreuzzuges, der mit der Schlacht von Lepanto endete. Es war dieß ein Act hoher Politik und heller Voraussicht. Die Zeit war eine verhängnißvolle. Ein erbitterter Krieg zwischen der Pforte und Venedig ließ besorgen, daß die Muselmänner einen neuen Einfall in Europa machen, und neue Gefahren über die Christenheit und die Civilisation, deren Geschicke auf immer verbunden zu sein scheinen, hereinbrächen. Eben ward die Insel Cypern den Venetianern entrisen und die ganze christliche Bevölkerung daselbst vertilgt worden. Jetzt oder niemals galt es die christlichen Völker zu brüderlicher Einigkeit gegen den gemeinsamen Feind aufzurufen. Noch nie war ein Kreuzzug mehr gegründet als dieser. Pius V. ließ sich als das Haupt der Christenheit finden; er war die Seele dieses neuen heiligen Krieges. Freilich konnte er weder den Kaiser Maximilian noch den König von Frankreich, Carl IX. bewegen, von den Grundsätzen einer gemilderten, ausgleichenden Politik abzugehen; aber wenigstens veranlaßte er ein festes Bündniß zwischen Venedig und Spanien; stellte selbst Kriegsvolk, Geld und Schiffe zur Verfügung, und am 5. October 1571 erschocht

Don Juan, an der Spitze von drei Flotten zu zweihundert Galeeren, bei Lepanto einen der glänzendsten und erfolgreichsten Siege über die große türkische Flotte. Wir sagen: einen der erfolgreichsten Siege; denn gerade von dieser Zeit an hörten die Einfälle der Muselmänner auf. Die türkische Seemacht ward bei Lepanto vernichtet, vernichtet durch jene drei Flotten, welche das Genie des Papstes Pius V. geschaffen. Auch diesmal hatte der Katholicismus die Civilisation gerettet und die Barbarei genöthigt, sich auf immer zurückzuziehen. Nicht Venedig allein, ganz Europa jauchzte über den ersuchten Sieg.

In den kirchlichen Reformen und in der Schlacht von Lepanto liegen die Ansprüche, welche Pius V. vor der Nachwelt erheben darf, in ihnen liegt der Werth seines öffentlichen Wirkens. Sein Privatleben war nur eine unausgesetzte Uebung der Demuth und der strengsten Bußwerke. Durch Entbehrungen geschwächt, durch freiwillige Martern erschöpft, starb dieser fromme Papst am 1. Mai 1572, nachdem er sechs Jahre regiert hatte. Hundert Jahre später sprach ihn Papst Clemens X. heilig, und 1713, unter Clemens XI., erschienen die Canonisationsbullen. Der heil. Pius V. ist der letzte Papst des Mittelalters, obwohl er dem Datum nach schon der neueren Zeit angehörte. Er hatte die gesunkene Größe des Papstthums wieder aufgerichtet und bis ins Extrem die Politik Gregors VII. und seiner Nachfolger ausgebeutet.

Der Abstand zwischen ihm und Benedikt XIII.⁵⁰⁾ ist, moralisch betrachtet, größer, als in materieller Hinsicht jener der in Mitte liegenden Zeit. Für einen Papst des achtzehnten Jahrhunderts gab es keine heroische oder großartige Rolle mehr. Die Politik Benedikt XIII. war die der Milde und Versöhnung. Sein Privatleben war ein Muster christlicher Einfachheit. Er

machte den langen Zwistigkeiten mit dem Kaiser und den Herzögen von Sardinien und Savoyen ein Ende; aber trotz seiner Sanftmuth gelang es ihm nicht, die Starrheit des Königs von Portugal, Johann V. zu brechen, der ihn dem Zwange ungemessener Forderungen unterwerfen wollte. Gegenüber einem weniger bescheidenen Charakter, als der Benedikt des XIII. war, hätte diese Frage mit einer Feindseligkeit geendet.

Mit diesem ehrwürdigen Namen erlosch auch der Ruhm des Ordens, der hierin das menschliche Loos theilte: Ein Gipfelpunkt der Kraft und dann deren Abnahme. Die französische Revolution ging, wenigstens in Frankreich, vernichtend auch über das Geschick der Prediger hin.

Er hat gelebt; er ist gefallen. Aber es scheint, als ob der Geist des heiligen Dominik sich noch einmal aus dem Schuttez zerstörter Klöster erheben und durch Einen Schlag die beredten Zungen seiner Söhne wieder lösen wollte, die seit einem halben Jahrhunderte in ihren Gräbern schlafen. Vor fünfzehn Jahren konnte man, inmitten einer gleichgültigen oder spottenden Menge die Anfänge solchen Aufschwunges beobachten. Es erhob sich ein beredter Mann, um in dem Gewirre der Interessen, welche mächtiger als Ideen und Leidenschaften sind, ein kühnes Wort an die Gerechtigkeit seines Vaterlandes, an die Unparteilichkeit des Jahrhunderts zu richten. Unter den Bölbungen von Notre-Dame war seine Stimme erklingen. Auf der ersten Kanzel Frankreichs sah man, zu nicht geringem Aerger Einzelner, zum großen Erstaunen der Menge, die weiße wollene Tunica und das geschorene Haupt eines Dominikanerbruders wieder erscheinen.

Was wollte nur dieser kühne Mann, der wie ein lebendiges Wunder, wie eine Herausforderung des neunzehnten Jahrhunderts auftauchte? An wen richtete er nur seine Worte, die

in Aller Seelen wiederzitterten? Er sprach zu seinen Landesleuten; er forderte von ihnen Gerechtigkeit, Liebe, Freiheit. Er gewann seine Sache. Die Schatten des todten Formalismus wichen vor ihm zurück: Sein schneidiges, flammendes Wort traf den schmählichen Despotismus unfreier Satzungen bis ins Herz. Verhaßte Schranken sind gefallen, die beengendste von Allen, nämlich die der Parteileidenschaft und des Vorurtheils. Der Orden ist wieder geboren, wenigstens in Einem Manne. Wird er dauernd sein? Wird die katholische Beredsamkeit dieß vermögen? Die Zukunft soll es lehren. Die Vergangenheit sagt uns, daß Wiederbelebung schwerer ist als das Geborenwerden. Aber der Kraft des Glaubens ist nichts unmöglich.

Er ist ein würdiger Sohn Dominiks. Doch wird Niemand staunen, wenn wir sagen, daß dieser zweite Reginald vom alten Orden nichts als das Kleid und seine Begeisterung hat. Die Formen der Beredsamkeit, die Physiognomie der Wissenschaft haben sich seit dem dreizehnten Jahrhunderte geändert. Man bekämpft noch immer den Irrthum mit aller Kraft stiegender Ueberzeugung, aber der Irrthum hat längst seine Maske abgelegt: er nennt sich nicht mehr Mannesius oder Waldus, heute ist er als Voltaine, als Strauß bekannt. Dem neuen Feinde gegenüber bedarf es neuer Waffen, Waffen, die ohne Zweifel wie damals, in den heiligen Fluthen des Jordan und der Tiber ihre Weihe empfangen, aber schärfer und glänzender sein, und von leichter Hand geführt, der Skeptik nicht weniger tödtliche Wunden schlagen müssen. Die Wissenschaft hat das Kleid des Jahrhunderts angezogen; selbst die Theologie, unverändert im Dogma stellt sich uns in unerwarteter neuer Gestalt dar. Sie

hat das Rüstzeug der Scholastik von sich geworfen, sie hat angefangen, die Feinde mit ihren eigenen Waffen zu bekämpfen; nämlich mit Geist, Anmuth, Witz. Sie hat ihr System auf den zeitigenden Herd der Milde gestellt, und Dominiks Geist der Liebe geht unter dem Scapulier seiner Söhne lebendig, unsterblich auf.

U n m e r k u n g e n.

1) Don Diego von Azevedo, auch Didacus von Azebes genannt, Bischof zu Osma, seiner Gelehrsamkeit und Gottesfurcht wegen bekannt. 1206 reiste er in Angelegenheiten des Königs Alphons IX. von Castilien nach Rom. Er erbat sich von Papst Innocenz III. sein Bisthum aufgeben zu dürfen, damit er den Ungläubigen das Evangelium predigen könne. Doch ging der Papst darauf nicht ein. (Spond. A. C. 1206 n. 8.)

2) Osma, Burgo d'Osma, Ciudad am Ucero in der span. Provinz Soria; hat Mauern, Kathedrale, bischöfl. Palast und Seminar. 4000 Einw. In der Nähe das Schloß Calaroga (Calarunga), Geburtsort des heil. Dominikus. Zu Osma erschocht auch König Ramiro von Leon über den Sarazenen Abdulraman von Cordova einen Sieg.

3) Jordanus, eigentlich Gordanus statt Gordianus*), war der Nachfolger des heil. Dominikus im Generalat des Dominikanerordens. Von seinem Vaterlande Niedersachsen (er war aus Borrenteuf im Bisthum Paderborn gebürtig) heißt er gewöhnlich Teutonicus de Saxonia. Nach Einigen stammte er aus der Familie der Grafen von Erberstein, nach Andern derer von Dach; auf jeden Fall war er von vornehmer Geburt. Zum geistlichen Stande bestimmt, machte er seine Studien in Paris und ward Baccalaureus der Theologie,

*) Die Unkenntniß der Entstehung des Namens Jordans (Jourdan) hat Veranlassung zu der Sage gegeben, die Einige für historische Wahrheit genommen haben, daß nämlich dieser Dominikaner im gelobten Lande geboren und mit Wasser des Jordans getauft worden sei.

als er im Jahre 1219 sich mit einem gewissen Heinrich von Cöln in den Orden des heil. Dominikus aufnehmen ließ. Auf dem ersten Ordenscapitel, welches im Jahre 1220 zu Bologna versammelt war, zeichnete ihn der heil. Dominikus besonders aus, und er scheint keinen geringen Antheil an der auf demselben vorgenommenen Abfassung der Ordensstatuten gehabt zu haben. Nach Paris zurückgekehrt, hielt er Vorlesungen über das Evangelium des Lucas, die man mit einer ungewöhnlichen Theilnahme besuchte. Auf dem zweiten Generalcapitel des Ordens, gleichfalls zu Bologna, bei welchem er aber nicht persönlich gegenwärtig war, erhielt er das Priorat der Lombardei; als er aber auf der Reise dahin begriffen war, starb der heilige Dominikus. Fast zehn Monate blieb das generale Magisterium des Ordens unbesezt — vom August 1221 bis zu Pfingsten 1222 —, wo das dritte Ordenskapitel zu Paris gehalten und Jordanus, obschon kaum etwas über zwei Jahre im Orden, zum Ordensmeister oder General erwählt wurde, hauptsächlich auch wohl darum, weil man allgemein wußte, daß er ein großer Liebling des Papstes Gregorius IX. war.

Als Jordan General des Ordens geworden war, sendete er sogleich neue Glaubensboten nach Deutschland, wo sie bald vier neue Klöster zu Stande brachten; Andere wurden nach dem gelobten Lande gesandt, wo sie abermals in kurzer Zeit fünf neue Klöster errichteten. Die Zahl derselben nahm so zu, daß man auf dem Generalcapitel zu Paris 1228 schon vier neue Provinzen hinzuthun mußte, nämlich Palästina, Griechenland, Polen und Dänemark, was in jenen Jahrhunderten Dacia genannt wurde. Schon unter seiner Leitung des rasch sich ausbreitenden Ordens erhielten die Dominikaner zuerst auf der Universität zu Paris akademische Würden und mit ihnen das Recht, öffentliche Vorlesungen zu halten. Zu jener Zeit machte ein aus England gebürtiger Arzt, der zugleich Baccalaureus der Theologie war, die er auch den Studierenden vortrug, Namens Johannes de St. Angidio, großes Aufsehen. Dieser wurde in der Generalversammlung 1228 von der Trefflichkeit des Ordens so durchdrungen, daß er nicht allein zum Lobe der Gesellschaft eine salbungreiche Predigt hielt, sondern er stieg auch mitten in seiner Rede von dem Rednerstuhle, sich von Jordan das Mönchskleid zu erbitten, worauf er, nachdem ihm gewillfahrt worden war, seine Predigt beendete.

Noch eine Zeit lang setzte er in Paris seine theologisch-medecinischen Vorlesungen fort und ging darauf nach Oxford, wo er sein Wirken zum Gewinne des Ordens rühmlichst erweiterte. Gleiches Aufsehen als Prediger erregte Jordan selbst, von welchem Schröckh berichtet, daß er zu Paris zuerst die Nachmittagspredigten einführte. Uebrigens schärfte er die Ordensregel so sehr, daß er allen seinen Mönchen das Fleischessen, ja Alles, was mit Fleische zubereitet war, auch selbst in Krankheiten untersagte. Nur auf ausdrückliche Erlaubniß der Obern sollte ein Kranker davon Gebrauch machen können. Auf dem Capitel, 1236 zu Paris gehalten, wurde diese Strenge wieder gemildert.

Die Fastenzeit brachte er ein Jahr um das andere in Paris und Bologna zu, und machte diese beiden Universitäten gewissermassen zu Seminarien des Predigerordens, woraus er die Religiosen nach den verschiedenen Provinzen schickte. Wenn er in einer der beiden Städte ankam, ließ er sogleich eine große Anzahl Ordensklieder verfertigen, in dem Vertrauen, daß ihm Gott Brüder zusenden werde, und öfters traf es sich, daß sie für die sich zur Aufnahme Meldenden nicht zureichten.

Nicht blos seine Biographen, sondern auch Andere sind voll vom Lobe seiner ausgezeichneten Beredsamkeit. Circa verbum Dei et praedicandi officium fuit adeo graciosus et fervens, ut vix ei similis sit inventus. Dederat ei Dominus quandam praerogativam et gratiam specialem, non solum in praedicando, sed etiam familiariter colloquendo, ut, ubicunque et quibuscunque esset, ignitis semper abundaret eloquiis, propriis et efficacibus fulgeret exemplis, ita quod secundum conditionem cujuscunque cuilibet loqueretur; unde omnes ejus eloquia sitiebant. So wird auch noch besonders seine große Pietät gegen die heilige Jungfrau gerühmt, die sich deswegen auch sehr dankbar gegen ihn und den Orden erwiesen hat. Er war es, der im Orden den Gebrauch einführte, nach der Completa, d. h. den Kirchengebeten und Gesängen, welche Abends nach der Vesper den Schluß des täglichen Gottesdienstes in der römischen Kirche machen, noch die Segnung *Salve Regina misericordiae**) zu singen.

*) Die ganze Segnung, die man in Erfurt, nach Einführung der Reformation im Jahre 1525, statt an die heilige Jungfrau, an den

Auf dem Pariser-Capitel im Jahre 1236 erklärte er den Brüdern seinen festen Entschluß, nach Palästina zu reisen, die Brüder daselbst zu sehen. Im Angesichte des Hafens von Aive erhob sich aber ein so heftiger Sturm, daß er mit allen seinen Gefährten unterging, nachdem er 15 Jahre den Orden regiert hatte. Andere erzählen, daß er auf der Rückfahrt 1237 umgekommen sei. Von seinen Predigten, mathematischen und exegetischen Schriften ist nichts gedruckt worden, außer Kleinigkeiten. Seine Schriften findet man verzeichnet in *Bibliothecae Dominicanae ab admodum Q. P. M. Fr. Ambrosia de Altamura, accuratis Collectionibus, primo ab Ordinis constitutione usque ad A. 1600 productae etc. Romae 1677. Typis et sumptibus Nicolai Angeli Tinassii (in Fol.) S. 6*, wo sein Todesjahr 1236 am 12. Februar angegeben wird, was den obigen Berichten widerspricht. —

4) Palencia Hauptstadt der gleichnamigen spanischen Provinz, am Carron gelegen; besaß ehemals eine berühmte Universität, die später nach Segovia übertragen wurde.

5) Salaroga in der Nähe der Stadt Osma gelegenes Schloß, heißt auch Salarunga.

6) Einer der vorzüglichsten spanischen Geschichtschreiber Ambrosio de Morales, hat seiner *Los cinco libros posteros de la Coronica general de España* (Cordova 1586 Fol.) eine ausführliche Abhandlung über des Dominikus Abstammung beigelegt, die jedoch von den Vollandisten, hauptsächlich von Wilhelm Super (Jesuiten), scharf bestritten wurde. Daher fand es der Dominikaner A. Touron nöthig, im *Vie de S. Dominique de Guzman* (Paris 1739. 4.) die Richtigkeit dieser Abstammung von Neuem zu bestätigen, die auch alle spanischen Geschichtschreiber für sich hat.

7) Dominikus bedeutet so viel als der „Herrliche.“

Erlöser selbst richtete, lautet also: *Salve regina misericordiae, vita, dulcedo et spes nostra. Salve, ad Te clamamus exules filii Evae; ad Te susperamus quaerelas et fientes in hac lacrymarum valle. Eya ergo Advocata nostra! Illos tuos misericordes oculos ad nos converte, et Jesum benedictum sanctum ventris tui nobis post exitum ostende, o clemens, o pia, o dulcis Maria!*

8) Ein südlich von Burgos gelegener Flecken.

9) Constantin von Orviedo, eigentlich Constantinus Medicus, Dominikaner, trat bald nach dem Tode des heil. Dominikus in seinen Orden und wurde 1255 von Papst Alexander IV. zum Bischof von Orviedo erhoben. Er schickte ihn dann als seinen Nuntius nach Constantinopel, um wegen Vereinigung der griechischen und lateinischen Kirche Unterhandlungen zu pflegen, die aber erfolglos abliefen. Man setzt sein Todesjahr auf 1258. Die von ihm aufgesetzte Legende des heil. Dominikus steht im I. Bande der von den P. P. Quetif und Erhard herausgegebenen *Scriptores ordinis Praedicatorum*. (Oudin tr. 3. Erhard 1. 2.)

10) Als Don Diego 1204 von seinem König Alphons von Castilien, der Vermählung des Kronprinzen Ferdinands mit einer Prinzessin von Lusignan halber, nach Frankreich gesendet wurde, nahm der Bischof auch den Dominikus in seinem Gefolge mit. Auf ihrer Reise durch Languedoc hörten sie nun von den großen Verheerungen, welche die bekannten Albigenser, Ketzer verschiedener Art im südlichen Frankreich, die sämmtlich die Oberherrschaft des Papstes verwerflich fanden, veranlaßten, und wurden in ihren Herzen auf das Lebhafteste gerührt über den Greuel des Irrthums und der Verwirrung, die der Kirche und dem Staate zugleich gefährlich wurden. Die Vermählungsunterhandlungen kamen bald glücklich zu Stande, und der Bischof eilte, dem Könige davon Kunde zu bringen. Als sie nun auf einer zweiten Gesandtschaft die Prinzessin Braut abholen wollten, fanden sie den Hof Hugo's, Grafen de la Marche, in Thränen und die Braut gestorben, deren Leichenbegängniß sie noch bewohnten.

11) Innocenz III. einer der vorzüglichsten Begründer der päpstlichen Macht, ward am Todestage Celestin's III. (8. Jan. 1198) zum Papste gewählt, obschon er noch nicht 37 Jahre zählte. Einige Cardinäle machten deswegen Einwendungen, aber die Wahl blieb fest, denn der junge Papst besaß die Einsicht und Erfahrung eines Greises, ungewöhnliche Kenntnisse in den philosophischen, juristischen und theologischen Wissenschaften, seltene Gewandtheit in der Führung der Geschäfte und einen Charakter, dessen Hauptbestandtheile Festigkeit, Thätigkeit und Feuer, ihn zum Beherrscher seiner Zeit machten.

Anagni ist die Geburtsstadt des Cardinals Lotharius (so hieß Innocenz vor seiner Erhebung), sein Vater war Graf Thrasimund von Segni. Er hatte zu Rom, Bologna und Paris mit ebenso großem Fleiße als Erfolge den Studien obgelegen*) und nach seiner Einweihung zum Cardinaldiakon durch Clemens III. sich auch mit Erfolg als Schriftsteller versucht. Sein Hauptaugenmerk richtete Innocenz auf die Wiedererwerbung des römischen Gebietes. Seither hatten der Präfect und der Senat der Stadt Rom nur dem Kaiser den Huldigungseid geleistet, der neue Papst ließ sich als ihrem unabhängigen Gebieter huldigen und belehnte den Präfecten mit seinem Amte.**)

Die kaiserlichen Statthalter in der Mark Aneona, in dem Herzogthume Spoleto, in der Grafschaft Assisi und in vielen andern Städten verjagte er und brachte die Oberherrschaft über diese Länder wieder an den römischen Stuhl, wozu ihm der Haß der Italiener gegen die Deutschen nicht wenig behilflich war. Durch seine Legaten nährte er allenthalben die feindliche Stimmung gegen den Kaiser und die kaiserlich Gesinnten (Gibellinen). Dem Verlangen Constantia's, der Wittve des Kaisers Heinrich VI., ihren minderjährigen Sohn Friedrich mit dem Königreiche Sicilien zu belehnen, entsprach er nicht eher, als bis ihm bedeutende Vorrechte, die von früheren Päpsten diesem Königreiche verliehen worden waren, wieder abgetreten wurden. Endlich wußte er es gar dahin zu bringen, daß ihn Constantia (starb den 19. November 1198) in ihrem Testament zum Vormund Friedrich's bestimmte. Marquard, ein reicher Baron des Königreichs suchte die Ausführung des Testaments zwar zu verhindern, aber der Papst that ihn in Bann; sammelte ein Heer und schlug ihn aus dem Lande.***)

Eine andere Gelegenheit, seine Macht zu vergrößern, bot sich in Deutschland; Friedrich, Heinrich's VI. Sohn, Otto von Sachsen und Philipp von Schwaben waren zu gleicher Zeit von verschiedenen Parteien zu Kaisern gewählt; Innocenz erklärte sich für Otto, wodurch ein langwieriger Bürgerkrieg in dem deutschen Reiche entstand.

*) O. Raynaldi Ann. eccles. ad. ann. 1198. §. 2.

**) Anonymi Vita Innocentii III. cap. 8.

***) Raynaldi Annal. eccles. ad ann. 1198. §. 67 — 70. ad ann. 1199. §. 1 — 18. Anonymi Vita Innocentii III. cap. 24 — 28.

Die kirchlichen Angelegenheiten seiner Zeit sich sehr angelegen sein lassend, führte er ein strenges die Sachen der Kirche förderndes Kirchenregiment. Den König Alfonso X. von Galicien und Leon that er in Bann, weil er seine mit ihm zu nahe verwandte Gemahlin nicht aufgeben wollte; Frankreich belegte er mit dem Interdict (1199), weil Philipp August seine rechtmässige Gemahlin Ingelburga verstoßen hatte; der König, so sehr er sich Anfangs weigerte, mußte gehorchen und die Königin zu sich nehmen. Auch die entfernteren Länder entgingen seiner Aufmerksamkeit nicht; er bestätigte den König Leo von Armenien und suchte seine geistliche Macht in diesem Lande geltend zu machen;*) dem Könige der Bulgarei und Walachei, welcher sich von dem byzantinischen Reiche losgemacht hatte und sich aus politischen Gründen an den römischen Stuhl anschloß, setzte er die Krone auf (1203) und verlieh ihm das noch keinem Könige bestrittene Münzrecht**) Mehrere Fürsten selbst neigten sich vor der Macht und Gewalt des großen Kirchenfürsten wie z. B. der König Pedro II. von Aragonien demüthig nach Rom kam um sich vom Statthalter Christi selbst krönen zu lassen, und bei dieser Gelegenheit Innocenz und seinen Nachfolgern allezeit getreu und gehorsam zu sein versprach.***) Große Freude machte dem Papste die Eroberung Constantinopels durch die Kreuzfahrer (1204); die Einigkeit der morgenländischen und abendländischen Kirche schien dadurch begründet werden zu können, aber die Herrschaft der lateinischen Kaiser war viel zu schwach und zu kurz, als daß sie das Gute, das man mit Recht von ihr erwarten durfte, hätte herbeiführen können. Um diese Zeit entspann sich ein langwieriger Streit zwischen dem Papste und dem Könige von England, Johann ohne Land, über die Wahl des Erzbischofs von Canterbury (1205). Innocenz verwarf die vom Könige bestätigte Wahl und ernannte den Cardinal Langton zum Erzbischof. Johann, welcher Langton nicht in das Land ließ, wurde in den Bann gethan, die ganze Nation

*) Anonymi Vita Innocentii III. cap. 111, 116.

**) Ibid. cap. 74. Publicam in regno tuo cudendi monetam tuo characterem insignitam liberam tibi concedimus facultatem.

***) Ibid. cap. 121.

des Gehorsams gegen ihn entbunden und der König von Frankreich mit der Eroberung Englands beauftragt. Lange widerstand Johann allen Drohungen und trotzte dem Bann und Interdict. Als aber das Volk in der Treue zu wanken anfang, mußte er sich zu den härtesten Bedingungen bequemen und im eigentlichsten Sinne sein eigenes Reich von dem Papste als Lehen annehmen (1213). Dem gedemüthigten Könige zwang die Nation die Magna Charta ab, und so wurde Innocenz mittelbar der Stifter der englischen Freiheit. Unterdessen hatte Philipp von Schwaben in Deutschland bedeutende Vortheile über seinen Nebenbuhler Otto gewonnen, durch welchen Umstand sowohl als auch durch Versprechungen und Bitten sich der Papst endlich bewegen ließ, den lange Verfolgten als rechtmäßigen Kaiser anzuerkennen und vom Banne loszusprechen (1207). Aber bald darauf (1208) fiel Philipp unter dem Dolche Otto's von Wittelsbach, und Otto von Sachsen wurde vom Papste, nachdem er diesem Treue und Unterwürfigkeit versprochen hatte, von Neuem gewählt, bestätigt und zu Rom gekrönt (1209). Kaum hatte Otto die Krone auf dem Haupte, als er offen erklärte, die dem Papste gemachten Versprechungen verträgen sich nicht mit dem Eide, den er vor seiner Krönung geleistet habe, alle veräußerten Güter dem Reiche wieder zu erobern, und ältere Verbindlichkeiten gingen, wie der heilige Vater selbst einsehen müsse, doch gewiß jüngeren vor. Innocenz suchte den Kaiser durch den Bannstrahl zu entwaffnen, entband alle seine Unterthanen des Gehorsams gegen ihn und bestätigte, obschon er gegen die Hohenstaufen stets übel gestimmt war, die Wahl Friedrich's II., des Sohnes Heinrich's VI., zu welcher eine Partei in Deutschland geschritten war (1210). Otto mußte nun Italien, wo er mit seinem Heere bedeutende Erfolge errungen hatte, in Eile verlassen, um die Ruhe in Deutschland zu erhalten. Innocenz von dieser Seite frei, schrieb ein allgemeines Concilium aus, welches im Jahre 1215 abgehalten wurde und unter dem Namen des vierten allgemeinen lateranischen bekannt ist. Auf ihm wurde die Transsubstantiation als Dogma erklärt, die Ohrenbeichte eingeführt, eine große Strenge gegen die Albigenser in Südfrankreich verordnet, die Inquisition zur Vertilgung der Ketzer eingesetzt und die Unterwerfung des patriarchalischen Stuhles zu Constantinopel unter den

römischen Stuhl ausgesprochen. *) Auch bestätigte Innocenz bei dieser Gelegenheit die neugestifteten Orden der Bettelmönche (Dominikaner und Franziskaner). Die letzte Handlung des unermüdblichen Innocenz war der Versuch, den Krieg, welcher zwischen Pisa und Genua ausgebrochen war, durch einen gütlichen Vergleich zu beendigen. Auf seiner Reise nach Pisa aber überfiel ihn zu Perugia ein heftiges Fieber, welches seinem Leben am 16. Juli 1216 ein Ende machte. Nach der vorstehenden gedrängten Skizze seines Wirkens sieht man wohl leicht ein, daß Innocenz ein großer Kirchenfürst gewesen, und die Hauptelemente seines Charakters bilden eine zu seiner Zeit ungewöhnliche Gewandtheit und Festigkeit, Alles, was er einmal begonnen, entschieden zu einem entsprechenden Ende zu führen, dann Sittenreinheit und große Gelehrsamkeit. Er soll der beste Rechtsgelehrte seines Jahrhunderts gewesen sein. Unter seinen Schriften sind seine für die Geschichte jener Zeit höchst wichtigen Briefe (*Epistolarum libri XI*, ed. St. Baluzius, Par. 1682. 2. Vol. F.) besonders hervorzuheben. **) Von seinen übrigen jetzt größtentheils bedeutungslosen Schriften, welche in einer Sammlung *Colon. 1552 F. ibid. 1575. 2. vol. F. Venet. 1578. F.*), die jedoch nicht vollständig ist, vereinigt sind, nennen wir nur noch das moralisch-asketische Werkchen: *De contemptu mundi seu de miseria humana*, als das bekannteste. Auch werden ihm die vorzüglichen Kirchenhymnen: *Vene Sancte Spiritus* und *Stabat mater dolorosa*, jedoch nur die erste mit einigem Grund zugeschrieben. Vgl. die gleichzeitige *Vita Innocentii III.* von einem Ungenannten, welche sich in der Ausgabe seiner Briefe von Baluzius und in Muratori's *Script. Rer. Ital.* Tom. P. J. S. 486—568 befindet, und F. Hurter's Geschichte Papst Innocenz des Dritten und seiner Zeitgenossen. Hamb. 1834. 2 Bde.

12) Cîteaux aus Cisteaux (Cistercium), fünf Lieues von Dijon entfernt. Im zwölften Jahrhunderte erwachte im Mönch-

*) Vgl. die Acten dieses Conciliums in Harduin's *Collect. Concil.* T. VII. p. 1—36.

**) Eine vorzügliche Nachlese zu diesen Briefen haben Raporte, Dutheil und Berquigny in ihren *Diplomata, charte et alia instrumenta ad res Francorum spectantia* (Paris 1791. fol.) Vol. III. geliefert.

thum der Drang nach der alten Strenge des Klosterlebens. Der Abt Robert im Benediktiner-Kloster zu Tonnern, ein zwanzigjähriger Jüngling forderte mit Eifer die buchstäbliche Regel Benedikts. Darüber empörten sich seine Mönche und Robert mußte fliehen. Er floh nach Montier le Celle. Beim Volke wuchs nun sein Ansehen. Sein Anhang vermehrte sich, aber auch unter diesem neuen Gefolge vermißte er die echte Mönchszeit. Mit zwanzig Gleichgesinnten verließ er also auch diese Gesellschaft und gründete mit Alberich und Stephan, die ihm am nächsten standen, in dem sumpfigen Walddickicht von Citeaux ein Kloster (1098). Alberich war der zweite Abt von Citeaux und verfaßte die erste schriftliche Verordnung für die Cisterzienser (*Instituta monachorum Cisterciensium*.)

13) Montpellier im französischen Departement Hérault, (Mons Pessuli) entstand aus einem Dorfe, welches gegen Ende des zehnten Jahrhunderts dem Bischofe Rituinus von Maguelone geschenkt wurde und welches dieser Bischof dem Ritter Guido zu Lehen gab, daher dieser als erster Herr von Montpellier gilt. 1196 wurde die Universität von Papst Urban V. gestiftet, aber erst 1289 ordentlich eingerichtet. Von 1162—1258 wurden fünf Concilien (*Concilia Monspellensia*) hier gehalten. Zu Ende des dreizehnten Jahrhunderts kam die Herrschaft durch Maria, die Erbtöchter Wilhelms von Montpellier an König Peter von Arragonien. Von diesem durch Erbschaft an die Könige von Majorca, und Jakob III. verkaufte sie 1350 an König Philipp VI. von Frankreich. 1538 wurde das Bisthum von Maguelone nach Montpellier verlegt. Unter Heinrich III. bemächtigten sich die Hugenotten der Stadt und errichteten daselbst eine Art Republik. 1622 unterwarf es sich nach langer Belagerung und durch den dasigen Frieden, den 19. October 1622 wurde der neunte Hugenottenkrieg beendet.

14) Manichäer, Manes (Māni, Manichāos), Philosoph und Ketzer des dritten Jahrhunderts; in Persien als Sklav geboren, von seiner Herrin adoptirt, von den Magiern unterrichtet, aus den Büchern des Therebinthos mit ausschweifenden Ideen erfüllt, durch angebliche Wunder und strenge Sitten bald der Mann des Volkes, wegen eines mißlungenen Versuchs, den Sohn des Königs Sapor durch Gebet zu heilen, ins Gefängniß geworfen und 277 hingerichtet, nach Andern geschunden. Die Lehre des Manes, der sich außerordentlicher

Offenbarungen rühmte, war ein Ausfluß des persischen Dualismus, dem zu Folge er nicht nur einen Geist des Lichts (Gott), und einen Geist der Finsterniß (Teufel), sondern auch eine doppelte Seele des Menschen, eine gute und böse annahm, so daß ihm die Materie ein Werk des bösen Principis war, und indem er die Zeugung für sündlich erklärte, eine völlige Ausrottung aller sinnlichen Triebe forderte. Auch das alte Gesetz erklärte er als Produkt des vom bösen Principe abstammenden Jüdengottes und verdamnte alle Propheten. Er verbot die Ehe, das Almosengeben, die Reliquienanbetung und leugnete die Menschwerdung und das wirkliche Leiden Jesu, neigte sich zur Lehre der Seelenwanderung und nahm an, daß der Mensch, der ein Thier tödtete oder eine Pflanze ausreißte, in dieselbe verwandelt werde, daher seine Schüler vor dem Genuß einer Speise denjenigen verfluchten, der dieselbe bereitet hatte. Um sich unter den, ihm anfangs feindselig gegenüberstehenden Christen Anhänger zu verschaffen, wendete er seine Philosophie auf ihre heiligen Schriften an, indem er dieselben besonders in der Lehre vom Teufel nach denselben erklärte, sich selbst aber für den Paraklet ausgab. Seine Lehre, (Manichäismus) fand bald viele Anhänger (Manichäer) und besonders seine Schüler Thomas und Buddas breiteten sie aus. Sie nahmen die Form eines geheimen Bundes an und theilten sich daher in Hörer (Exoteriker) und Erwählte (Electi, Perfecti, Esoteriker). Erstere mußten sich des Genusses von Fleisch und Wein, Käse und Eiern enthalten, diese das Gelübde der Armuth, der Keuschheit und noch größerer Enthaltksamkeit ablegen. Dafür gingen sie durch den Tod unmittelbar in das Reich des Lichts, während jene dahin nur nach einer langen Seelenwanderung gelangten. Einer war Haupt der Secte und Nachfolger ihres Stifters (Paraklet); zwölf waren Meister (Apostel). Alles Vorhandene betrachteten sie als Ausfluß der beiden Urprincipien und lehrten, daß Gott allerdings seinen Sohn gesandt habe, um den vernünftigen Menscheng Geist von der Gewalt des bösen Geistes und der Sinnlichkeit zu erlösen. Die Weisheit dieses Gesandten des Himmels, lehrten sie, wohnt im Monde, seine Kraft in der Sonne; er litt und starb bloß zum Schein, und sein Tod und seine Auferstehung ist Symbol der Läuterung der seit den ersten Eltern gefallen Menschen, denen Gott im Manes den Paraklet zum Beistand gibt. Ihr Gottesdienst be-

stand in Beten, Singen und Fasten; die Taufe fand erst in späteren Jahren statt, im Abendmahle ward statt des Weines Wasser gebraucht; einfache Säle, in denen bloß ein köstlich geschmückter Lehnstuhl für das geistig anwesende Haupt stand, waren ihre Versammlungsplätze. Sie feierten den Sterbetage des Manes (Bema), wobei sie auf einem erhabenen Orte von fünf Stufen kostbare Tücher zu diesem Festtage ausbreiteten. Ihre Kirchenverfassung war demokratisch, die Geistlichen, Ältesten und Diakonen konnten bloß aus den Erwählten genommen werden. Obgleich heftig verfolgt, breiteten sich die Manichäer doch so schnell in Persien, Syrien, Kleinasien, Afrika und Italien aus, daß sie bald nach dem Tode ihres Stifters zweiundsiebzig Bischöfe und unter ihren Anhängern mehrere berühmte Männer, selbst Augustinus zählten, der jedoch später ihr heftiger Gegner wurde. Da die Verfolgungen nicht aufhörten, zogen sie sich tiefer in das östliche Asien zurück, oder zeigten sich nur noch untern anderen Namen (s. Gnostiker, Priscillianisten, Hieraciten). Gegen das zehnte Jahrhundert kamen sie nach Italien und Frankreich und faßten besonders in Languedoc und der Provence festen Fuß, so daß sie viele Proselyten machten. Mehrere Concile wurden gegen sie versammelt und der König Robert verdamnte sie zum Feuertode, in den sie sich als Martyrer stürzten. Nach England und Deutschland flüchtend, lösten sie sich endlich im zwölften und dreizehnten Jahrhunderte in mehrere Secten auf, welche die Kirche reformiren wollten. Ueber sie schrieben: Beausobra, Amst. 1734—39, 2 Bde.; Baur, Tübing. 1831; Trechsel, Bern 1832.

15) Gnostiker, das Wort stammt von Gnosis, d. i. Kenntniß; in den ersten christlichen Jahrhunderten verstand man darunter eine tiefere Erkenntniß der Religionslehren, welche nicht bloß bei den historischen Thatfachen und dem einfachen Autoritätsglauben des Volks stehen bleibt, sondern nach Gründen forscht und überall die Idee nachzuweisen sucht. Zur Zeit des Auftretens und der weiteren Verbreitung des Christenthums fühlten sich die besseren Geister durch die bisherigen Religionen und Philosophien, so wie durch den immer weiter um sich greifenden Unglauben unbefriedigt, und es zeigte sich bei ihnen ein Streben, den positiven Glauben zu idealisiren, hinter der Form, dem Historischen und Mythischen, ein tiefes Geheimniß zu erforschen, und die in den verschiedenen Systemen zerstreuten

Reime der Wahrheit zu einem Ganzen zu verbinden. Diese G. findet sich in den orientalischen Religionsystemen, z. B. des Zoroaster, im Judenthum bei Philo und den Alexandrinern, im hellenistischen Heidenthum bei den Neuplatonikern, entwickelte sich aber am meisten im Christenthum. Schon Paulus erwähnte 1. Kor. 12, 8. eine christliche G. und billigt sie, eben so andere christliche Lehrer der folgenden Zeit. Dieser ächten G. gegenüber entwickelte sich aber seit dem zweiten Jahrhunderte durch Berührungen mit den anderen Religionen eine G., welche von dem Standpunkt fremdartiger Bildung aus das Christenthum construiren wollte und speculative und metaphysische Fragen und mythische und symbolische Formen aus anderen Religionen mit ihm verband. Diese G. wird nun gewöhnlich Gnosis schlechthin, die ganze Richtung derselben Gnosticismus und die Anhänger derselben Gnostiker genannt. Aus der platonischen und besonders der neuplatonischen Philosophie entnahm der G. namentlich den speculativen Stoff, so die Unterscheidung der idealen und realen Welt, den Gedanken, daß diese im Abfall vom Göttlichen sich befinde, daß die Materie nur eine Schranke des Geistes und das körperliche Dasein eine Strafe sei. Dazu kamen phantastische Lehren, Symbolisches und Mythologisches indischer Religionsysteme, besonders die Emanationslehre und der Dualismus. Bei einigen wirkte auch die jüdisch-kabbalistische Theologie der Pharisäer ein. Aufgabe des Gnosticismus war, das innere Wesen der Gottheit, den Ursprung und Zusammenhang aller Dinge, die Verhältnisse des Geisterreichs, den Uebergang vom Unendlichen zum Endlichen, den Ursprung des Bösen, die Ursache der großen Verschiedenheit der menschlichen Geister zu ergründen. Bei der Lösung dieser Fragen gingen die Gnostiker von dem Absoluten aus und stiegen in einer gewissen Stufenreihe zum Endlichen herab. Einige gingen dabei von der absoluten Einheit Gottes, als Urgrund aller Dinge, aus, die Meisten vom Dualismus. Alle aber nahmen an, daß aus dem höchsten guten Grundwesen oder aus Beiden eine Reihe höherer Geister (Aeonen) ausgeströmt sei, welche sich in einer Reihenfolge aus einander entwickeln, und je weiter von dem höchsten Principien entfernt, desto unvollkommener werden, wodurch dann der Uebergang zum Kampf und zur Vermischung mit der Materie vermittelt wurde (Aeonen- und Emanationslehre). Da Gott ein ab-

solutes und vollkommenes Wesen sei, so könne er nicht selbst die Welt geschaffen haben, wo Gutes und Böses, Licht und Finsterniß gemischt sind, sondern die Schöpfung sei das Werk eines niedrigen, mit der sichtbaren Welt verwandten Geistes (Demiurg). Die mehr jüdisch = alexandrinischen oder platonisirenden Ansichten zugethanen Gnostiker sahen in dem Demiurg einen Aeonen, der nicht selbstständig, sondern nach den vom höchsten Gotte ihm vorgehaltenen Ideen wirkte; die er indeß nicht ganz verstehe. Da er nun auch mit dem ihm widerstrebenden Stoffe der bösen Materie (Hyle) zu thun habe, so könne diese Welt nur eine sehr unvollkommene sein, und ebenso die von ihm ausgehende Religionsstiftung des alten Bundes, wodurch er das Volk Israel beherrsche. Die dem persischen Dualismus zugethanen und dem Judenthume feindseligen Gnostiker sahen dagegen in dem Demiurgen sogar ein dem höchsten Gotte geradezu entgegenstehendes Wesen, welches Keime aus der Lichtwelt gewaltsam an sich reiße, sie mit der groben Materie vermische und sich durch die Schöpfung ein Reich zu gründen suche, indem er, Gott widerstrebend, böse und tyrannisch herrsche und besonders das jüdische Volk als Jehova durch die alttestamentliche Verfassung hart bedrücke. Bei Allen waren also in der Welt und im Menschen Geist und Licht mit Materie und Finsterniß vermischt und es mußte ein Hauptbestreben sein, jenes von der Herrschaft dieses zu befreien. Dies suchte die gnostische Moral entweder durch eine strenge Askese, oder durch die größten Ausschweifungen zu erreichen, da in beiden Fällen die Materie ertödtet würde. Um aber die Menschen ganz zu erlösen, sandte der höchste Gott den Aeon Christus, einen der reinsten und seligsten Geister, auf die Erde, der indeß, um sich nicht zu beflecken, nach Einem einen, aus höherem Stoff gebildeten, nach Anderen einen nur scheinbaren Körper annahm. Zur Begründung ihrer Lehren übten sie willkührliche Kritik; indem sie, bei dem noch nicht festgestellten Kanon, viele alt- und neutestamentliche Bücher als judaisirend verwarfen und blos Paulus und Johannes und etwa Lukas anerkannten, machten sie eine gewaltsame Exegese und die Accommodations-theorie geltend. Da sich der Gnosticismus nach und nach entwickelte, so kann er nicht von einem einzelnen Urheber abgeleitet werden, wohl aber kennt die Geschichte Gründer einzelner großer Parteien. Die meisten und vorzüglichsten großen Systeme gingen

in der zweiten Hälfte des zweiten Jahrhunderts aus Aegypten und Syrien hervor. Bei den ägyptischen Gnostikern ist eine besondere Hinneigung zur platonischen Philosophie und der Emanationslehre vorherrschend. Zu ihnen gehören namentlich Basilides, Valentinus, Karpokrates und die Ophiten. Bei den syrischen Gnostikern herrscht der Parsismus und Dualismus vor, so bei Saturninus, Bardesanus und Tatianus. Der eigentliche Gnosticismus starb bald aus, und nur einzelne Spuren erhielten sich bis ins fünfte Jahrhundert. Seine Tendenz im Ganzen aber und einzelne Grundzüge haben sich immer in der christlichen Kirche erhalten und sind in einzelnen philosophischen Systemen wieder aufgetaucht. Besonders gab man ihn den Tempelherren Schuld. In neuester Zeit erinnert an ihn besonders Schönherr mit seinem System. Literatur: Riander, Genet. Entwicklung der vornehmsten gnostischen Systeme. Berl. 1818; Schmidt, Ueber die Verwandtschaft der gnostischen theosophischen Lehren 2c. Lpz. 1828; Mater, Hist. critique du gnosticisme, Par. 1828, 2 Thl. (Preisschr.), deutsch von Dörner, Heilbr. 1833.

16) Albigenser. Gesamtname mehrerer Ketzeparteien im zwölften Jahrhunderte, welche ihre Bezeichnung von dem Gebiete und der Stadt Albi (lat. Albiga) im südlichen Frankreich führen. Man verstand darunter nebst anderen die Anhänger Peters von Buys, Heinrichs von Lausanne, die Cathareer und später auch die Waldenser.

17) Camisarden hießen die reformirten Bewohner der Cevennen in Niederlanguedoc während ihrer Empörung 1702—6, weil sie, meist Landleute, über ihren Kleidern, Hemden Camises, trugen.

18) Beguinen, der älteste aller weiblichen Vereine zu frommen Zwecken, unbekannten Ursprungs, 1056 zuerst in Urkunden zu Bilvoorden geschichtlich auftretend, von dem lütticher Priester Lambert le Begue 1180 neu geregelt. Woher der Name kommt, ist schwer zu bestimmen; von der heil. Begga ist er schwerlich abzuleiten, eben so wenig von Lambert le Begue, da sie schon früher bestanden, die Ableitung von bequin, Kinderhäubchen, und bec d'oiseau, ihrer Mütze, scheint auch nicht passend. Sie verbreiteten sich im dreizehnten Jahrhunderte über die Niederlande, Frankreich, Deutschland (wo sie sich besonders in Hamburg, Lübek, Regensburg, Görlitz, Rochlitz, Frankreich [dort Polternonnen], Leipzig ansiedelten) ungemain; sie lebten in großen Gesellschaften, oft bis zweitausend Schwestern,

in ihren Beguinerien (Beguinagiae, Beguinasiae); paarweise in einzelnen Hüttchen, wo ein Spital, eine Kirche, ein Bettsaal die Vereinigungspunkte waren, oft auch bei ihren Anverwandten einzeln und erhielten vom Ertrag der Arbeit sich selbst, die Gesellschaftskasse, die Priester, Vereinsbeamten und Spitäler. Die Vorsteherin jeder Beguinerie hieß und heißt Magistra, welcher Curatoren oder Tutoren, gewöhnlich Bettelmönche zur Seite stehen; sind oft nur dem Ortspfarrrer, gewöhnlich dem Bischof und jedenfalls auch der weltlichen Obrigkeit unterworfen. Die einfachen Gelübde der Keuschheit und des Gehorsams gegen die Statuten, konnten eigenwillig durch Austritt gehoben werden und alle Schwestern sich dann verheirathen. Die Tracht war die gewöhnliche der Bürgerfrauen jedes Landes, jedoch hatte jede Beguinerie eine bestimmte Farbe dafür, braun, grau, blau und dazu einen weißen Schleier über den Kopf. Später wurde schwarz beinahe allgemeine Farbe und dazu kam eine seltsame, einer umgekehrten Muschel ähnlichen Mütze, mit einer großen schwarzen Quaste. Der Verein bewies sich als ein höchst nützlicher durch Aufnahme verlassener Frauen und Mädchen, durch treue Krankenpflege, Erziehung armer Kinder. Indessen blieben sie auch von Vorwürfen über mancherlei Unordnung zc. nicht frei und durften daher an manchen Orten keine Schwestern vor deren vierzigstem Jahre aufnehmen, auch ließen sich einzelne zu den Verirrungen der Freroti oder Fraticelli hinreißen und büßten dafür durch schwere Verfolgungen und Aufhebung ihrer Anstalten. Die Reformation machte ihnen in Deutschland und Helvetien größtentheils ein Ende, in den Niederlanden (in Brügge, Gent) blühen sie theilweise noch und erhielten jüngst in Belgien neuen Zuwachs.

19) Sicards, oder Sicairs, Banditen, Mordelmsmörder, Sorciers, Zauberer, Hexenmeister; Ribauds, Wüstlinge, zügellose Lumpen; Turlupins, elende Spaßmacher, Hanswürste.

20) Albigenser, siehe Anmerkung 16. Agener (Agenois) Bewohner der Stadt Agen; Bulgaren nannte man die Cathareer im Mittelalter, wegen Abkunft ihrer manichäischen Irrthümer von den Paulicianern in der Bulgarei.

21) Paulicianer, eine christlich gnostisch-manichäische Secte, unterschied zwischen einem Demiurgos, dem Urheber der sinnlichen Schöpfung und des Judenthums und dem vollkommenen Gott, der,

um von der Herrschaft jenes die Menschen zu befreien, Christum als Erlöser in einen Körper von höherem Stoff sendete; sie verwarfen im Streben nach innerer Frömmigkeit und im Gegensatz zur herrschenden Kirche die Verehrung der Bilder, des Kreuzes, der Heiligen und Reliquien, ebenso das Fasten, das Mönchsthum, selbst äußere Taufe und das Abendmahl. Sie erkannten nur Lukas, Johannes und die paulinischen Briefe als echt und heilig, die sie allegorisch erklärten. Besonders verehrten sie den Paulus, nach dem sie wahrscheinlich genannt wurden. Unwahrscheinlich ist, daß sie um 350 ein Paulus in Samosata, Sohn einer Manichäerin, Kallinike, in Verbindung mit seinem Bruder Johannes, gestiftet habe. Als ausgebildete Partei traten sie erst im siebenten Jahrhundert auf, unter ihrem Oberhaupte Constantinus, der erst im syrischen Flecken Mananalis bei Samosata, dann unter dem Namen Sylvanius 657—684, Vorsteher der Secte zu Cibossa in Armenien war und auf Befehl des kaiserlichen Beamten Symeon gesteinigt wurde. Dieser selbst aber trat nach einigen Jahren über, wurde ein Hauptvorsteher, unter dem Namen Titus, und unter Justinian II. mit vielen Andern verbrannt. Aber einer der Vornehmsten, Paulus, breitete die Secte durch seinen großen Eifer so aus, daß nach Einigen sie erst von ihm den Namen erhalten haben soll. Unter Leo Isauricus (seit 717) hatten sie als Bilderfeinde Ruhe. Durch Streitigkeiten innerhalb der Secte und sittliche Laxheit mancher Lehrer, besonders des Baanes um 800, wurde sie sehr zerrüttet, bis sie seit 801 an Sergius aus Galatien, unter dem Namen Tychicus, einen kräftigen und sittlichen Vorsteher erhielt. Unter ihm breitete sie sich besonders aus, wurde aber auch von den Kaisern Michael Rhangabes und Leo dem Armenier seit 811 und von der Theodora besonders blutig verfolgt, Tychicus selbst 835 ermordet. Sie wanderten darum in das Gebiet der Araber aus und gründeten an der Grenze unter andern die Stadt Tephrika, von wo sie unter Karbeas, früher kaiserlicher Feldherr, die Griechen glücklich bekriegten. Ihre Ansichten verbreiteten sich in verwandten Secten auch von der Bulgarei aus im Abendlande, wohin sie durch Johannes Tzimiskes um 970, z. B. in die Gegend von Philippopolis in Thrazien, kamen, wohin deren schon seit 750 versetzt worden waren. Von den dasigen Paulicianern gingen unter Alexius Comnenus (seit 1081)

viele zur herrschenden Kirche über. Im Stillen aber pflanzten sie sich fort und wahrscheinlich stehn die Bogomilen im Zusammenhange mit ihnen. Vgl. Schmid, Hist. Paulic., Haag 1826.

22) Waldenser (v. fr. Vallees, d. i. Thalleute, Thalbewohner), eine christliche Religionspartei in den Thälern Süd-Frankreichs. Es ist eine gewöhnliche, aber falsche Annahme, daß sie Entstehung und Namen von einem ihrer Lehrer, Peter Walbus hätten, denn schon viel früher gab es Waldenser, zu denen die mit verschiedenen Namen (Albigenser, Arme von Lyon [Pauperes de Lugduno], Sabatati) benannten Bewohner der Thal- und Berggegenden von den Alpen bis zu den Pyrenäen gehörten und bei denen sich eine dem Urchristenthum ähnliche, einfache Lehre erhalten hatte. Diese Gemeinden bildeten sich schon unter Karl d. Großen und Ludwig d. Frommen unter dem, dem Kirchenaberglauben abholden Turiner Bischof Claudius, und hatten an mehr erleuchteten Männern jener Zeit Beschützer und Vertheidiger, wiewohl die katholische Kirche, von deren Oberhaupt und Satzungen sie nichts wissen wollten, Versuche zu ihrer Verfolgung machte. Aber der vorzüglichste Vertheidiger und Beförderer, Ausbilder und gewissermaßen zweiter Stifter war der reiche lyonische Bürger und Kaufmann Pierre de Baux (Petrus Walbus). Gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts durch Lesung der Evangelien und Kirchenväter wurde ihm klar, daß die katholische Kirche in Lehre und Leben sehr von der ursprünglichen abgewichen sei. Er lehrte in Lyon laut den Unterschied zwischen der päpstlichen und biblischen Lehre und nachdem er dem Papste den Gehorsam aufgekündigt hatte, verband er sich 1171 mit den Waldensern, die sich nach dessen Anhänger Josef Josefiner oder Josefisten nannten. Des Lyoner Erzbischofs Johann Anzeige beim Papst Alexander III. bewirkte 1179 einen Befehl, daß die Waldenser ihre Zusammenkünfte einstellen sollten. Dennoch lehrte Peter Walbus fort, und nicht allein in Frankreich, sondern auch in Italien und Böhmen (wo die Waldenser Grubenheimer hießen, weil sie in Gruben ihre Versammlungen hielten), in welchem letztern Lande er starb, nachdem er vorher noch 1184 auf dem Concil zu Verona mit seinen Anhängern verdammt und excommunicirt worden war. Ungeachtet aller Verfolgungen nahmen die Waldenser im dreizehnten Jahrhundert in Süd-Frankreich, in Spanien und in der Lombardei (wo sie

nach der Stadt Concordia Concordeſer hießen) ſehr überhand und außer in den Gebirgsthälern von Piemont (daher auch piemonteſiſche Waldenſer) hatten ſie eine Freistätte im Gebiet des Grafen von Toulouse und Foix, aber auch dort wurde ihr Aufenthalt durch die Inquiſition unſicher gemacht, und die Synode zu Taragona 1242 verdamnte ſie nochmals und beſahl ihre Verſolgunꝗ. Nun folgten Hinrichtungen in Menge, doch blieb noch immer eine große Anzahl Waldenſer in Languedoc, der Provence und Dauphiné, in Spanien und den unzugänglichen Thälern von Savoyen und Piemont, und da dieſe Thäler ſie ſpäter nicht alle faſſen konnten, ſo wanderten viele nach Deutſchland, Preußen und Böhmen aus. Aber die Hauptverſolgunꝗen wendeten ſich auch beſonders gegen jene Thäler und 1477 ließ Sixtus IV. ſogar einen Kreuzzug gegen die dortigen Waldenſer predigen. Seit der Reformation war ihr Schickſal innig mit dem der ſchweizeriſchen und franzöſiſchen Reformirten, an welche ſie ſich angeſchloſſen hatten, verbunden. In Piemont waren ſie im ſechzehnten und ſiebzehnten Jahrhundert ſehr bedrückt und nur in kurzen Intervallen konnten ſie ſich einer Ruhe erfreuen, die ihnen die Verwendung proteſtantiſcher Fürſten erwarb. Am härteſten wurden ſie ſeit 1680 verſolgt; von einem franzöſiſchen und italieniſchen Heere angegriffen, wurden ihrer dreitauſend getödtet, zehntauſend ins Gefängniß geworfen, dreitauſend ihrer Kinder in katholiſche Orte vertheilt; erſt 1681 wurde ihnen geſtattet auszuwandern, etwa 5000 gingen nach der Schweiz, Holland, Brandenburg, Heſſen (wo ſchon im zwölften Jahrhundert eine Waldenſergemeinde war) und Württemberg (hier erhielten ſie 1699 einen Conceſſionsbrief für freie Religionsübung; man zählt noch jezt an tauſendſechshundert Waldenſer in Württemberg, welche in zehn Gemeinden vertheilt ſind), doch hingen viele an ihren väterlichen Sizen und 1689 unternahmen es acht bis neunhundert, unter Anführung eines ihrer Prediger Heinrich Arnaud, bewaffnet von der Schweiz aus zurückzuſehren. Zwar mußten ſie Anfangs Frankreichs Uebermacht weichen, doch erhielten ſie einen Bundesgenoſſen an dem Herzog von Savoyen, der ſich mit Frankreich entzweit hatte; er rief 1694 alle Flüchtlinge zurück, gab die Gefangenen vollends frei und machte ſie zu Wächtern ſeiner Grenze. Da 1730, durch eine neue Verſolgunꝗ gezwungen, wieder viele wegzogen und den Zurückbleibenden ihre Beſitzungen

wieder verengt wurden, so erhielten sie von ihren reformirten Glaubensbrüdern in England, Holland und der Schweiz Unterstützungen. Napoleon wies ihren Geistlichen als Gehalt Ländereien an, welche aber 1814 nach der Restauration des Königs Victor Emanuel, wieder eingezogen wurden, doch ertheilte der König auf Verwendung des Königs Friedrich Wilhelm III. von Preußen, der ihr fortwährender Schützer war, 1816 jedem Geistlichen einen leidlichen Gehalt, zu welchem noch eine kleine Zulage von den Gemeinden kommt. 1826 wurde durch Preußen eine Collecte für sie eingesammelt, durch welche die gedrückte Lage ihrer Kirche etwas gemindert wurde. Volksschulen zu errichten, erhielten sie erst vor wenigen Jahren die Erlaubniß. Nach dem Tode des Königs von Preußen begannen 1840 die drückenden Maßregeln gegen die Waldenser wieder, denn da sich ihre Zahl sehr vermehrt hatte, so hatten sie, allerdings gegen die bestehende Verordnung auch außerhalb ihrer Thäler kleine Besitzungen erworben und sich Wohnhäuser erbaut; jetzt mußten sie diese Besitzungen verlassen und sich wieder in ihre Schluchten zurückziehen. Ueberhaupt dürfen sie auch in ihren Wohnsitzen weder ein Verwaltungs- noch richterliches Amt bekleiden, und sind ebenso vom Advocatenstande, von höheren militärischen Stellen und vom Lehramte ausgeschlossen. Uneheliche Kinder von Waldenserinnen werden den Müttern genommen und katholisch erzogen. Bekehrungsversuche gegen Katholiken werden strengstens an ihnen bestraft, wogegen jetzt ein Jesuitencollegium in ihrer Nähe erbaut wird, dem ihre Bekehrung übertragen ist. 1844 starb auch ihr hochherziger Schützer im Namen Preußens, der Graf Friedrich Ludwig Truchseß-Waldburg-Capustigal, preussischer Gesandter in Turin. In neuester Zeit hat der Gustav-Adolf-Verein seine Thätigkeit auch den Waldensern zugewendet. Man rechnet in den piemontesischen Thälern (Vale de Lucerne, V. de Perouse und V. de St. Martin) auf zwölf D.-M. in vierundzwanzig Ortschaften zweiundzwanzigtausend Waldenser; vor dreihundert Jahren waren deren an achtzigtausend dort. In ihren Lehren und Gebräuchen sind durch mannichfaltige Berührung und Verbindung mit andern Religionsparteien viele Veränderungen vorgegangen. Nach dem Katechismus von 1100 sieht man, daß sie fest an der heiligen Schrift halten und das, was entweder nicht darin steht oder derselben widerspricht, verwerfen, z. B. die Für-

bitte der Heiligen, sieben Sacramente (sie nehmen nur zwei an, die Taufe und das Abendmahl, von denen sie die calvinische Ansicht haben) den Gottesdienst in lateinischer Sprache und überhaupt Alles, was die Reformatoren verwarfen. Die Prediger (Barben [d. i. Oheimie] genannt) brauchten nicht studirt zu haben. Jetzt bekommen sie ihre Lehrer von reformirten Universitäten, und sie werden seit neuester Zeit auf das Glaubensbekenntniß der Synode zu Angrogne von 1655 verpflichtet. Die Gemeinden haben Consistorien, in welchen die Aeltesten und Diakonen unter dem Vorsitz des Predigers verhandeln; diese Consistorien kommen durch Gesandte zu jährlichen Synoden zusammen. Cultus und Kirchenverfassung ist einfach, wie bei den Reformirten, die geistige Bildung aber sehr gering. Vgl. Jak. Brez, Gesch. der W., Epz. 1798, 2 Thl.; Keller, Abriß der Gesch. der württemberg. W., Tüb. 1796; v. Moser, Actenmäßige Gesch. der W., in Württemberg insbesondere, Zür. 1798; Rößler, Gesch. der W., Merseb. 1825; Diterici, die W. und ihre Verhältnisse zu dem brandenb.-preuß. Staate, Burk. 1831; Muston, Hist. des Vaudois des Vallee du Piemont, Par. 1834, 1. Thl.; Weiß, die Kirchenverf. der piemont. Waldensergemeinde, Zür. 1844.

2) Mißbräuchlich so v. w. Böhmishe Brüder, weil viele wahre Waldenser sich an diese angeschlossen.

23) Arnold von Brescia, Schüler Abälards, behauptete, daß die Kirche kein Eigenthum haben dürfe und der weltlichen Obrigkeit unterthan sein müsse. Er fand in Italien vielen Anhang, erregte durch seine Predigten in Brescia einen Aufruhr; 1139 in Bann gethan, entfloß er in die Schweiz, ging 1144 nach Rom, wo er zehn Jahre lang als Demagog, indem er gegen die Geistlichkeit eiferte und die ehemalige Größe der Republik herzustellen versprach, sein Unwesen trieb. Adrian IV. machte Rom durch ein Interdict von ihm abwendig; er entfloß, ward aber vom Kaiser Friedrich I. ausgeliefert und 1155 zu Rom lebendig verbrannt. Seine Anhänger hießen Arnaldisten, (Arnoldisten).

24) Dieses von dem heil. Dominikus zu Prouille in der Nähe von Toulouse gestiftete Nonnenkloster war für Töchter der Edelleute aus Guienne bestimmt (1206), es zählte im Anbeginn eilf Schwestern, deren neun von ihm bekehrte Albigenserinnen waren.

25) Es wird hier ganz an der Zeit sein, über den in der Kirchen-

geschichte so oft erwähnten „Rosenkranz“ und die dazu gehörigen Bruderschaften einige Worte zu sagen. Heliot hebt im 30. Cap. des 3. B. S. 304, seines Werkes, mit der Versicherung an: „Alle Geschichtschreiber sind darin mit einander einig, daß der heil. Dominikus der Urheber der Andacht des Rosenkranzes oder Paternosters ist, welches fünfzehn Male zehn Ave Maria enthält, deren jedes Zehent mit einem Paternoster anfängt, zum Andenken der fünf freudenvollen, der fünf schmerzlichen und der fünf glorreichen Geheimnisse, an welchen die heilige Jungfrau Theil gehabt hat.“ — Standhaften Widerspruch dagegen erheben die Karmelitermönche, die mit aller Hefigkeit sich die Erfindung und Einführung des Rosenkranzes zuschreiben, indem sie Peter dem Einsiedler, bekannter unter dem Namen Peter von Amiens, dem Begeisterer zum Kreuzzug und dem Anführer eines unglücklichen Haufens von Kreuzfahrern, den sie zu dem Ihrigen machen, diese schon beimessen. Der Streit zwischen beiden Orden über diese Erfindung gehört nicht zu den geringfügigen. Auch Mabillon der Benedictiner hat in seinem Werke Praef. ad Acta S. Ord. S. Bened. V. sec. n. 25 etc. das Ungewisse dieser Sagen erörtert. Daß dieses Andachtswerkzeug lange zuvor von Japanesen und Chinesen gebraucht wurde, von denen es zu den Muhammedanern überging, ist fast gewiß; ebenso, daß sich wenigstens schon im eilften Jahrhundert Spuren davon vorfinden. Vielleicht mag Dominikus die Zahl und das Verhältniß der großen und kleinen Kügelchen, nämlich fünfzehn größere und hundertfünfzig kleinere, bestimmt und eine eigene Art des Abbetens allgemein eingeführt haben. In der Zeit der Einführung sind aber die Dominikaner unter sich selbst nicht einig. Die meisten setzen sie 1208 zur Zeit seiner apostolischen Sendung gegen die Albigenser, wo ihm die heil. Jungfrau erschien. Andere versichern, der Heilige habe schon in Spanien, als er noch unter den Seinen predigte, davon Gebrauch gemacht. Nur den ihm gleichfalls zugeschriebenen Ritterorden „Mariä vom Rosenkranze“ spricht Heliot dem Dominikus gänzlich ab, behauptend, man habe die sogenannten Kreuzfahrer gegen die Albigenser unter der Anführung des Grafen Simon von Montfort mit jenen verwechselt und das genannte Heer zu einem Orden gemacht. Andere lassen nach des Dominikus Tode einen solchen Ritterorden entstehen durch den Erzbischof von Toledo, Fried-

rich, zum Schutze gegen die Mauren; allein Hellyot bezweifelt auch dies. Etwas mehr Wahrscheinlichkeit hat ihm der Orden des himmlischen Ordensbandes des heil. Rosenkranzes, welcher, nach Zeugnissen der Dominikaner, von der Königin Anna von Oestreich, der Wittwe Ludwigs XIII., Ludwig XIV. Mutter, 1645 gestiftet wurde. Der Orden sollte aus fünfzig Jungfrauen bestehen, so daß die Adelligen den Vorrang der Aufnahme hatten; sie konnten vom zehnten Jahr an aufgenommen werden, mußten aber vorher im Orden des Rosenkranzes gewesen sein. Da der Orden keinen Fortgang hatte, übergehen wir das Nähere, desgleichen den „Orden vom Rosenkranz Unserer lieben Frau,“ der 1520 von einigen Bürgern zu Valenciennes gestiftet wurde zur Ehre der heil. Jungfrau und zur Dankagung für die Krönung Kaisers Karl V. — So ist auch der Ritterorden u. l. Fr. vom Siege (*Ordo S. Mariae de Victoria Matris Dei*) 1571 nach der Schlacht bei Lepanto wohl entworfen und in Statuten gebracht, aber nicht ausgeführt worden. Mancherlei andere Ritterorden, als Ritter des Kreuzes Christi, des heil. Dominikus, des heil. Peters, des Martyrers, sind Erneuerungen der alten Ritter des Stifters, welche die Ketzerichter nach dem Generalcapitel des Dominikanerordens 1603 nach Bedürfniß stiften durften und sollten. Sie waren also Diener und Gehilfen der Inquisition, wie die Ritter des Glaubens. — Von allen diesen verschiedenen Orden handelt Hellyot im 3. B. S. 305—317.

Von dem wichtigsten, dem heiligen Rosenkranzorden, schreibt vorzüglich der Dominikaner Johannes Mandelensis: *De Fraternitatis sanctissimi Rosarii B. V. Mariae ortu, progressu statu, libri III.* (*Coloniae Agrippinae. Ex officina P. Haaek 1613*). Hier wird vorzüglich viel von den Wundern und Erscheinungen gesprochen, welche die Himmelskönigin dem Dominikus und seinem Orden zuwendete, dem sie vor allen andern geneigt war, so daß man auch die Dominikaner in den ersten Zeiten nur Brüder der heil. Jungfrau Maria nannte. Auf ihren Befehl trugen sie ihr Ordensgewand, das sie Einigen sogar selbst anzog; sie besprengte sie oft mit Weihwasser und nannte sie ihre lieben Söhne, an denen sie Wohlgefallen habe. Insbesondere wird die segensreiche Gemeinschaft des heiligen Rosenkranzes allen Gläubigen gepriesen. Es ist der Baum Daniels im 4. Cap., der mitten auf der Erdfugel gepflanzt bis ans Ende der

Erde sich verbreitet, dessen Wurzeln bis in den Abgrund der Hölle treiben und dessen Gipfel sich in den Himmel verliert, welcher Alle, die unter seinen Zweigen wohnen, der Gemeinschaft mit Gott theilhaftig macht. Je mehr man von diesem Baume zu Rosenkränzen abschneidet, desto herrlicher wächst er und trägt immer schönere Früchte. Er bevölkert den Himmel und löscht die Flammen des Fegfeuers, daß die Seelen an seinem Stamme in die Wohnungen der Seligkeit emporsteigen. — Maria selbst hat den Ursprung und die Einsetzung dieser Andacht dem Alanus erzählt, mit welchem sich Dominikus nach Afrika schiffen wollte. 1220. Seeräuber schlugen den Heiligen in Banden. Da erregte Maria ein schreckliches Wetter, daß Allen Entsetzen ankam. Auf des Dominikus Gebet erschien Maria in ihrer Herrlichkeit und versprach ihm, wenn er ihr zu Ehre eine neue Verbrüderung unter dem Namen der Confraternität Jesu und Maria stiften wollte, werde sie Alle erretten. Alle versprachen zu folgen. Der Sturm schwieg augenblicklich. Das Schiff aber scheiterte an einer Klippe und versank ins Meer. Da erschien Maria über ihren Häuptern, hob das Schiff aus dem Wasser, fügte es zusammen und sprach: Ihr werdet eure Güter, meine lieben Kinder, in Bretagne alle wiederfinden. Sogleich erhob sich im Meere ein schreckliches Geheul einer großen Menge von Teufeln die schrieten: Weh uns, o weh! denn dieser Dominikus wird uns unglücklich machen; er wird unser Reich vernichten und unsern Raub vertheilen, denn er wird einen Orden und eine Bruderschaft stiften, die uns zu Grunde richten werden. So sprachen die Teufel.

Die rechten Antriebe zur Einsetzung des Rosenkranzes ereigneten sich aber zu Toulouse, als Dominikus über den geringen Erfolg seiner Predigten wider die Ketzer niedergebeugt in einem Walde sich verbarg, wo er drei Tage und drei Nächte in Gebet und Geißlung zubrachte, bis er erschöpft zu Boden sank. Da erschien Maria mit drei himmlischen Jungfrauen, welche ihn zu ihr brachten. Sie nahm ihn auf ihren Schooß und schloß ihn in die Arme und sprach zu dem Erquickten: Du sollst wissen, mein lieber Dominikus, daß die heilige Dreieinigkeit keine andern Mittel zur Versöhnung der Sünden der Welt gewählt hat als den englischen Gruß, welcher die rechte Grundlage des ganzen neuen Bundes ist. Freudig eilte nun der Heilige nach seiner Stadt, in welcher bei seiner Ankunft die Glocken von

selbst zu läuten anfangen. Es kam auch ein Ungewitter über die Stadt, als ob der jüngste Tag da wäre. Erschrocken eilten die Leute zur Kirche. Da ermahnte sie Dominikus und zeigte ihnen den Rosenkranz als Panier des Heils, den er auch unter sie austheilte und ihn beten lehrte. Und man vernahm alsbald aus hoher Luft ein gräßliches Geheul: Weh, o weh! denn durch diesen Rosenkranz werden wir gebunden mit feurigen Ketten. Weh uns, weh! — Nach dem heil. Stifter war aber der ehrwürdige Alanus ein vorzüglicher Beförderer desselben, so wie er es denn auch war, den die heilige Jungfrau oft mit ihren Erscheinungen beglückte. Ganze Nächte hindurch blieb sie bei ihm und schenkte ihm eif ausnehmende Gnaden auf einmal, unter welchen die Vergebung aller seiner Sünden, die sie ausgewirkt, nur den Anfang machte; ein inneres Licht, das Vermögen, den ganzen himmlischen Hofstaat sehen und hören zu können und Erhörung aller seiner Gebete waren mit unter diesen Gnaden. Und so predigte denn Alanus, das auserwählte Werkzeug der Jungfrau, den Rosenkranz unter allem Volk und vor den Fürsten der Erde, und war sehr treu in der Verkündigung dieses Geheimnisses. Als später Alanus in der Erfüllung seiner heil. Pflichten lässiger geworden, da erschien Jesus Christus selbst und sprach im Zorn: Alan! was kreuzigest du mich wieder? Alan aber blickte zur Erde. Die hatte vor seinen Füßen sich aufgethan zu einem Abgrunde voller Schlangen und allerlei furchtbarer Thiere. Und Christus sprach mit drohender Geberde: Dahin sollst du kommen und bleiben ewiglich, wenn du noch länger schweigen wirst. Alan rief: Herr, was willst du, daß ich thun soll? Und der Herr sprach: Geh hin und predige meinen Rosenkranz und fürchte dich nicht. — Dann erschien auch Maria, hielt ihm sein Nachlassen in ihrem Dienste vor und verhiess ihm eine Herrlichkeit, größer, als er sie je begehren können würde. Maria führte ihn in dem Himmel und zeigte ihm die mancherlei Wohnungen der Seligen und die Stätte, die sie ihren Rosenkranzbetern zubereitet. Darauf befahl sie den Engeln, daß sie ihn wieder zur Erde herabbrächten. — Während er so entzückt war, hörte er von allen Seiten her fürchterliche Stimmen, die schrieen: Rache, Rache, Rache! über Alle, die auf Erden wohnen! Als bald ergossen sich aus den Wolken Ströme von Feuerflammen über den ganzen Erdboden, daß ein großer Theil der Menschen

elendiglich umkam. Und mitten in den Schrecken fuhr ein himmlisches Schiff herab zur Erde, das war geschmückt mit den Sternen des Firmaments und umgeben mit vielen weißen Fittigen, und schwamm durch die Lüfte, wie ein Schiff auf den Wellen des Meeres. Das hatte ein prächtiges Verdeck, auf welchem ein großes L. prangte, und zwei andere große L. waren auf beiden Seiten des Schiffes. Diese drei L. schütteten aus ungeheurn Urnen große Wassergüsse ohne Unterlaß hernieder, das Feuer zu löschen. Auf dem Vordertheile desselben Schiffes saß eine ehrwürdige Frau von unbeschreiblicher Schöne und Majestät, die regierte das Schiff. Und über demselben schwebte der Regenbogen. Maria aber that ihren Mund auf und sprach zu den Menschenkindern: Kommt alle zu mir, ihr Adamskinder, daß ihr nicht verderbt in der Fluth! Denn wie vormals die Erde von der Sündfluth gerettet worden ist durch den englischen Gruß (Ave Maria), so sollt auch ihr durch solchen Gruß errettet sein. Soviel ihrer gläubig worden waren, die wurden von einer wunderbaren Art schneeweißer Tauben in eine Stadt getragen, wo sie Maria freundlich empfing und sie mit einem köstlichen Gastmahl erlabte. Und auf den Befehl der hohen Frau, die das Schiff lenkte, hatten die dreimal fünfzig Engel, die in den drei großen L. saßen und das Feuer auslöschten, eine Stadt auf einem hohen Berg erbaut, deren Bau war wunderbar. Hauptsächlich schön war in ihr die Verschlingung der beiden Buchstaben E. und L. Die waren alle von mystischer Bedeutung und stellten wie die hundertfünfzig Jungfrauen die hundertfünfzig kleinen Kugeln des Rosenkranzes vor. In dieser wundersamen Stadt wurden alle Verehrer des Rosenkranzes errettet vor der allgemeinen Gluth, die den Erdkreis verzehrte. Viele Ungläubige kamen um im Feuer und Wasser, und Alle, Volk und Geistliche, die den Namen Gottes gelästert hatten, starben dahin an schneller Pestilenz.

Bei so vielen Wundern und schönen Rosenkranzpredigten verbreitete sich natürlich der Gebrauch desselben in aller Welt und der Rosenkranzorden nahm zu und wuchs so sehr, daß er sogar bis auf die Philippinen wanderte. Der Dominikanerorden wollte anfänglich nur allein den Rosenkranz haben. Allein dabei verharreten die Brüder nicht lange und fingen an, nach eitlen Dingen zu trachten, daß der Geist für das Gebet nach dem Rosenkranz immer lauer

wurde. Einige strebten nach hoher Wissenschaft und großen Würden und verführten auch die Andern, daß der Rosenkranz fast in Verfall gerieth und alle gute Zucht. Maria selbst warnte sie vergebens. Da trugen sich schreckliche Dinge in einem Dominikanerkloster zu Neapel zu, die den Rosenkranz bald wieder zu Ansehen und Ehren brachten. Als einst der Speisemeister nach dem Abendessen in das Refectorium ging, das kleine Mahl vor dem Schlafengehen, Collation genannt, anzurichten, sah er den ganzen Saal voller Mönche in ihren Kappen sitzen als wollten sie speisen. Bestürzt lief er zum Prior, welcher sogleich die Monstranz ergriff und in den Saal ging. Sogleich erhoben sich die Mönche von ihren Sitzen, neigten sich vor ihm und warfen zum Zeichen der Ehrerbietung ihre Kappen zurück. Im Namen Gottes fragte der Prior, wer sie wären und was sie beehrten? Da sprach der Oberste: Wir sind Dominikaner, die einst hohe Würden hatten und sind zur ewigen Pein verdammt, weil wir den Rosenkranz zu beten versäumten. Wir sind von den Todten auferstanden, daß wir euch warnen. Und plötzlich schlugen Alle ihre Oberkleider zurück und man sah ihre Leiber brennen in lichterlohen Flammen. Der Oberste that darauf einen gewaltigen Schlag mit der Faust auf den Tisch, und sogleich war Alles zerstoßen und verschwunden. Dies geschah im Jahre Christi 1380, und ist von diesem Schlage der Faust ein unvertilgbares Zeichen geblieben bis diesen Tag. Als die Menschen solches Wunder hörten, beteten Alle den Rosenkranz mit neuem Eifer und thaten viele Bußübungen um der Indulgenzen willen.

Es ist daher leicht begreiflich, daß der Orden des heil. Rosenkranzes sich schnell und weit verbreitete, und daß er sehr große Vorrechte und allerlei Privilegien erhielt, unter denen die vorzüglichsten sind: 1) Beständige Verbindung dieser Confraternität mit dem großen Orden der mächtigen Dominikaner. Wenn daher der Karthäuser Eberhard Vinhemar einmal berichtete, der Rosenkranz sei von den Predigermönchen zu den Jesuiten gewandert; so fügt Joh. Mandelsis dieser Angabe bei: „Haec vero Deus avertat! Migrasset namque simul a nobis nostra diva illa maxima Ordinis et Fraternitatis patrona Maria.“ — 2) Erhält diese Rosenkranzbruderschaft den Frieden und die Reinigkeit der Lehre in christlichen Kirchen, vertilgt die Ketzereien, pflanzt den wahren Glauben fort und befestigt

den Sieg des römischen Stuhles. Denn man muß wissen, daß Missionen und Ketzergericht außer dem Beten des Rosenkranzes die Hauptgeschäfte dieses Ordens sind. 3) Ist der Eintritt in diese Verbrüderung ein sicheres Unterpfand, daß man in das Buch des ewigen Lebens aufgezeichnet ist und an allen Gnadengütern des ganzen Ordens Theil hat. Endlich haben auch die Päpste Alexander VI., Gregor XIII. und Innocenz VIII. nebst anderen diesem Orden große Indulgenzen verliehen, so daß den andächtigen Rosenkranzbetern ein Ablass auf dreihundertsechzigtausend Jahre verheißen worden ist.

26 a) Die ersten, die zu ihm traten, waren Wilhelm du Clairret und Dominikus aus Spanien; bald bestand seine Gesellschaft aus acht Franzosen, sechs Spaniern, einem Portugiesen und einem Engländer. Unter diesen war auch der Bruder des Stifters, Perez von Guzman und die Gebrüder Syllan (Peter und Thomas) aus Toulouse, welche der Gesellschaft ihr nahe am Marbonnethore gelegenes Haus übergaben.

26 b) Diese erste Versammlung war in dem Nonnenkloster zu Prouille gehalten worden. Man hatte ein beständiges Stillschweigen verordnet, das ohne Erlaubniß ihres Obern nicht gebrochen werden durfte; anhaltendes Fasten vom 14. des Herbstmonats bis Ostern; fortwährende Enthaltung vom Fleisch, außer in Krankheiten, strenge Armuth, wollene, statt leinene Kleidung.

27) Nach des Innocenz III. Tode kam Honorius III. an seine Stelle. Wider Erwarten zeigte sich der neue Papst Dominikus sehr gewogen, und die Bestätigung erfolgte noch in demselben Jahr, am 22. Decbr. 1216. Dies geschah durch drei Urkunden. In den ersten sehr kurzen wurde sie ihm als Prior der Kirche des heil. Romanus in Toulouse und seinen Brüdern als Kanonikern ertheilt; in der zweiten ausführlicheren wurden sie als *ordo canonicus* nach Augustins Regel mit allen Schenkungen verliehen, wozu viele Rechte und Freiheiten kamen; in der dritten, die viele Lobeserhebungen ihres Befehrungseifers durch Predigen und gute Ermahnungen enthält, wurden sie *Fratres praedicatores* genannt (1217), welchen Namen sie auch in andern Sprachen führten, als *frères Prêcheurs*, Predigermönche, was also ihr eigentlich autorisirter Name ist. Nachdem Dominikus von Neuem Profess gethan hatte, ertheilte ihm Honorius die Gewalt eines Superiors und Generalmeisters

seines Ordens, seinen Brüdern das Kleid zu geben und Beamte zu wählen.

28) Da das Amt eines Meisters des heil. Palastes (Magister sacri Palatii) zu den vornehmsten Privilegien des Ordens gehört und an und für sich von großer Bedeutung ist, soll sogleich das Nöthigste darüber folgen. Der Anfang desselben schien gering genug, d. i. von keinem besondern Welteinflusse zu sein. Der heil. Dominikus hatte mit Betrübniß bemerkt, daß die Diener des Papstes und der Cardinäle jederzeit einem anstößig unchristlichen Lebenswandel sich überließen, wenn ihre Gebieter der heil. Verrichtungen pflegten. Er rieth daher dem Papste, sie in der Religion unterrichten zu lassen durch einen dazu angestellten Mann. Honorius III. übertrug das Werk dem Dominikus, der ihnen nun die Briefe Pauli mit solchem Nachdruck erklärte, daß der Papst das Amt fortgesetzt wissen wollte durch einen Bruder dieses Ordens, wobei es auch verblieb. Nun wurden in der Folge blos die Diener des Papstes vom Meister selbst oder von einem Vicar unterrichtet. Ein solcher Geistlicher war also nach des Stifters Tode, welcher die Dienerschaft der Cardinäle belehrt hatte, nichts weiter als ein eigentlicher Hofmeister der Dienerschaft des Papstes. Die Klugheit dieser Hauslehrer und das den Päpsten sehr vortheilhafte Ansehen des Ordens brachte ihnen immer höhere Vorrechte, so daß dieses Amt bald zu den einflußreichsten gehörte. Eugen IV. war der erste, welcher mit diesem Amte eine höhere Würde verband, um den zu Anfange seiner Regierung von Paris aus nach Rom als Hoflehrer berufenen Spanier, den berühmten Joannes de Turrecremata (von seiner Geburtsstadt Troquemada so genannt) zu ehren. Im J. 1436 erließ er eine Bulle mit folgenden Vorrechten des Magister S. Palatii: Er solle in der päpstlichen Kapelle unmittelbar nach dem Dechanten der Auditoren della Rota seinen Platz nehmen; er allein solle das Recht haben, die Prediger in der Kapelle zu ernennen und ihre Predigten zu beurtheilen; Niemand in Rom solle ohne seine Zustimmung zum Doctor der Theologie ernannt werden dürfen; auch solle er, wenn er sich von Rom entfernen müsse, mit Erlaubniß des Papstes einen Anderen an seine Stelle setzen dürfen, der alle seine Vorrechte genieße. — Diese seine Rechte wurden 1456 von Calixt III. nicht allein bestätigt, sondern ihm auch noch zugestanden, die Prediger der päpst-

lichen Kapelle öffentlich und sogar in Gegenwart des Papstes zu tadeln, wie sie etwas Unrechtes in ihren Reden vorbringen würden. Noch größeres Gewicht erhielten sie durch die Verordnung Leo's X., es solle ohne Erlaubniß des Cardinalvicars und des Meisters des Palastes im Kirchenstaate nichts gedruckt werden, was dann, 1620 von Paul V. bestätigt und 1625 von Urban VIII. geschärft wurde, so daß auch kein einziger Gegenstand eines aus dem Kirchenstaate gebürtigen Verfassers weder in Italien noch im Auslande gedruckt werden durfte. Endlich wurde ihm und seinen Gehilfen das Recht der Büchercensur allein übergeben. Er ist also in Rom Richter über alle Buchdrucker, Buchhändler und Kupferstecher in Allem, was Ein- und Ausfuhr der Bücher und Kupferstiche betrifft. Er ernennt überall Gehilfen, die gleichfalls aus seinem Orden genommen werden, welche die Erlaubniß zum Druck unterzeichnen und bei den Buchhändlern Untersuchungen anstellen. Dazu ist er allemal zugleich *Consultor natus*, bei der Congregation des heiligen Amtes, d. h. einer der Räthe des römischen Rebergerichts, auch ist er Prälat im Gerichte des Index, wo er *Secretair* ist und führt den Titel *Reverendissimus*, der ihm selbst von den Cardinälen gegeben wird. Damit sind auch nicht geringe Einkünfte verbunden. So hoben sich denn Ehren, Einfluß und Einkünfte immer mehr, so daß die Verordnungen, die jeder *Magister S. Palatii* beim Antritte seines Amtes erläßt, merkwürdig sind. Ein solches Formular hat Heliot im 3. Thl. seiner Mönchsgeschichte S. 254—261 mitgetheilt. Daraus erhellet, daß seine Gewalt sich nicht bloß über Schriften erstreckt, sondern auch über Bilder, Kupferstiche, Kalender, Musikalien, über Buchbinder, Papierhändler, Antiquare, Schriftgießer, Stempelschneider, Zollbediente, Autionen, Verhandlungen und Verschenkungen von Schriften und Kunstsachen unter Privatpersonen *zc.* Dabei wird besonders über Veränderungen im Abdrucke sorgfältig gewacht. Man sieht also, welches wichtige Amt aus so kleinem Anfange gemacht worden war, das jedoch in den neuesten Zeiten wieder dahin zurückgeführt worden ist, woher es ausging, daß nämlich die Dienerschaft des Papstes in der Advent- und Fastenzeit, so wie an den Festen von den Vicarien des *Magister S. Palatii* in Religionswahrheiten unterrichtet worden. Heliot bemerkt S. 261, daß vorzüglich viele Franzosen dieses Amt verwaltet haben und gibt die Reihe

der Beamten daselbst an, wohin wir die begierigen Leser zu verweisen haben.

29) Der Vorfall, welcher Veranlassung zum Wechsel der Ordens-
tracht war, wird noch etwas anders erzählt: 1218 war Renaud
oder Reginald, Dekan der Kanoniker von Orleans, nach Rom ge-
kommen, ein wegen seiner Gelehrsamkeit berühmter Mann, der in
Paris fünf Jahre lang das kanonische Recht gelehrt hatte. Dieser
wurde hier gefährlich krank und vom Dominikus dahin gebracht, daß
er sich bekehrte und das Gelübde annahm. Da erschien ihm mitten
im heftigsten Fieber die heilige Jungfrau, salbte seine Augen, Ohren,
Nase, Mund, Lenden, Hände und Füße, und sprach: Ich salbe dich
mit dem heiligen Del, um dich zum Evangelium des Friedens vor-
zubereiten. Dabei zeigte sie ihm zugleich die eigentliche Kleidung des
Ordens. Dominikus, der im Gebet abwesend verharrte, empfing
dasselbe Gesicht, das auch einem dritten Geistlichen zu gleicher Zeit
geschah. Von dieser Zeit an wurde Renaud nicht allein wieder gesund,
sondern es war auch alle böse Lust völlig und für immer aus seinen
Gliedern gewichen. Das mußte wohl den heiligen Mann bewegen,
1219 die erste Tracht zu ändern und die schon beschriebene Tracht
zur ordentlichen Hauskleidung des Ordens zu erheben. Ueber diesen
weißen Rock warfen sie beim Ausgehen noch einen schwarzen Mantel
oder ein Oberkleid mit einer spitz zulaufenden Kapuze, was abermals
den Karthäusern ähnelt. Ueber alle diese Gegenstände wurden die
genauesten Vorschriften gegeben, die auch von den Meisten angenommen
wurden, bis auf die Kongregation des heiligen Sakraments und die
Dominikaner in Portugal, die es sich zur Ehre rechneten, genau bei
der alten Tracht zu verharren. Heliot selbst erzählt die Annahme
der veränderten Tracht. Dagegen haben zwei Gelehrte dieses Ordens,
Quetif und Echard, Verfasser eines Hauptwerkes der Ordensgeschichte,
in zwei ausführlichen Untersuchungen (Scriptt. Ord. Praedicator. T. I.
p. 71 — 77.) bewiesen, daß Dominikus seine eigentliche, den Orden
auszeichnende Kleidung schon früher getragen habe. Damit aber für
die Gläubigen die Himmelsgabe dieser Kleidung nicht verloren gehe,
behaupten sie, daß Innocenz III. in seinem Traumgesichte den Heiligen
bereits in diesem Kleid erblickt habe, wie er die Laterankirche mit
seinen Schultern stütze. In demselben Gewande habe ihn auch die
heilige Maria 1216 nebst dem heil. Franz ihrem Sohne vorgestellt,

seinen Zorn gegen die sündige Welt zu besänftigen. Zugleich wird die Behauptung der Franziskaner widerlegt, als habe sich Dominikus vom Franziskus den knotigen Strick zum Leibgürtel ausgebeten, weil der erste stets eine eiserne Kette auf bloßem Leibe getragen habe.

30) Diese erste allgemeine Versammlung hat sich durch die Vorschriften merkwürdig gemacht, die eine strengere Klosterzucht und die Entsagung aller bestimmten Einkünfte (expropriation), also eine vollkommene Armuth betrafen. Dominikus gab sogar alle Besitzungen auf, die ihm früher von Honorius III. und von Anderen rechtlich zugesprochen worden waren. Er war darin so eifrig, daß er am Ende seines Lebens Alle mit dem Fluche bedrohte, welche feste Güter und Einkünfte in seinen Orden einführen würden. Heliot erzählt dieses Ereigniß, wie es die Franziskaner und unter diesen namentlich der Hauptschriftsteller ihrer Ordensgeschichte, der Irländer Lukas Wadding, erzählt. Nach ihnen soll sich der heil. Dominikus 1219 auf einem Generalkapitel seines Freundes, des heil. Franz zu Assisi, befunden haben. Nicht weniger als fünftausend Franziskaner waren daselbst versammelt. Der heil. Franz hatte aber den Seinen scharf verboten, für irgend einen Unterhalt des Leibes zu sorgen, sondern die Sorge Gott zu überlassen. Dominikus habe dies für eine Gottesversuchung erklärt. Als aber darauf von allen Orten her jede Art der Nothdurft des Leibes und der Bequemlichkeit so reichlich herbeigeschafft wurde, daß Ueberfluß vorhanden war, habe sich Dominikus gerührt entschlossen, dem Beispiele nachzuahmen und den Seinen eine gleiche Armuth zur Pflicht zu machen, was er auch im nächsten Jahre ins Werk setzte. Daß in der Folge mehr Schriftsteller der Dominikaner diese ganze Erzählung für unrichtig erklärten, um ihren heiligen Stifter nicht als Nachahmer des heil. Franz erscheinen zu lassen, kann man sich bei der obwaltenden Eifersucht beider Orden leicht vorstellen. Der P. Rechac nennt es in seinem „Leben des heil. Dominicus“ eine graue Sage (tradition grise), mit spottender Anspielung auf den grauen Rock der Franziskaner, worüber sich Heliot entrüstete.

31) Von den Dominikanerinnen oder dem zweiten Orden des heil. Dominikus, ist schon berichtet worden, daß er der Zeit seiner Entstehung nach der erste heißen müßte; denn das Kloster zu Prouille wurde bereits 1206 erbaut und bekam bald durch Geschenke Kirchen und Einkünfte. Ihre Kleidung bestand Anfangs aus einem weißen

Kock, einer lohfarbenen Kappe und einem schwarzen Weihel (Schleier). Woll- und Flachsspinnen gehörte zu ihren täglichen Geschäften. Guillemette von Fanjaux war ihre erste Superiorin bis 1225, von welcher Zeit an aus elf schon hundert Klosterfrauen geworden waren, alle von Adel. Jetzt ernannte der König die Superiorin, Johanna von Amboise, Magdalena von Bourbon. Von ihnen sind in Frankreich und Spanien zehn oder zwölf Klöster gestiftet worden.

Die Verbesserung vieler kleiner Ordensgesellschaften in Rom, die nicht sehr regelmäßig lebten, veranlaßte den heil. Dominikus 1218 auf den Wunsch des Papstes zur Stiftung eines zweiten Frauenordens. In diesem Geschäfte fand er so viel Widerspruch, besonders von Klosterfrauen zu St. Maria, die ihr wunderthätiges Marienbild nicht verlassen zu können vorgaben, daß ihm Honorius III. auf des Heiligen Ersuchen drei Cardinäle zum Beistande gab. Der Papst erlaubte den Nonnen, ihr vom Evangelisten Lukas gemaltes Marienbild mit an den neuen Ort zu nehmen. Plötzlich unterwarfen sie sich der Verschließung und nahmen die Vorschriften des Dominikus an. Jetzt erhielten sie und andere das Kloster zu St. Sixtus. Diese italienischen Dominikanerinnen haben sich sehr verbreitet in mehr als hundertdreißig Klöstern Italiens, dazu in Frankreich fünfundvierzig, in Spanien fünfzig, in Portugal fünfzehn, in Deutschland vierzig, wo zu den Zeiten der Reformation viele zerstört wurden. Selbst in Polen, Rußland und Indien haben sie guten Eingang gefunden. Die meisten stehen unter den Vorgesetzten ihres Ordens. Kock und Skapulier sind weiß, der Ueberwurf oder Mantel ist schwarz. Uebrigens ist die Strenge dieser Nonnen so groß wie die der Mönche. Um sich einen lebhaften Begriff davon zu machen, mögen diejenigen, welche an der Observanz ihrer Brüder nicht genug haben, einen wohlgesetzten Brief über die Pflichten einer rechtschaffenen Dominikanerin nachlesen, der im achten Bande der pragmatischen Geschichte der vornehmsten Mönchsorden (Leipzig 1781) S. 131 — 145 abgedruckt worden ist. Nur hat es in vielen ihrer Klöster sich ergeben, daß sie von dieser Strenge in verschiedenen Punkten nachgelassen haben. — Heliot führt unter Anderen an, man habe auch in Frankreich noch viele Klöster dieses Ordens, in welcher nur adelige Damen aufgenommen wurden. Eins derselben wurde von des Königs Robert Gemahlin, Constantia, zu Poissy gestiftet für Augustinerinnen. Philipp

der Schöne setzte aber nach vollbrachter Ausbesserung des Klosters Dominikanerinnen hinein. Desgleichen stiftete auch Karl II., König beider Sicilien und Graf von Provence, das Kloster zu Aix mit Einkünften für hundert Adelige. Allein diese Klosterfrauen von St. Bartholomäus zu Aix verließen nicht nur die regulirten Observanzen, sondern nahmen auch ganze weltliche Kleidung an, wie man aus Helyot's Abbildungen sieht. Endlich sah man sich genöthigt, sie zur Ordnung zu bringen. Da viele die Verbesserung nicht annehmen wollten, trennte man die Verbesserten von den Weltlichen, welche unter einer Vicaria (daher das Vikariat dieses Klosters) standen, die wiederum von der eigentlichen Priorin abhing. So stand es zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts. — Auch die Dominikanerinnen zu Montfleuri, seit 1342 gestiftet, zeichnen sich durch eigene Kleidung aus, vorzüglich im Winter durch einen kurzen Ueberrock, schwarz und vorne offen, mit Hermelin gefüttert. Sie waren überhaupt nicht von den strengen, zeichneten sich aber durch anständige Sitten aus und erhielten bedeutende Privilegien. — Das einzige von Anton le Dueu zu Mar-seille gestiftete Nonnenkloster von der beständigen Anbetung des heiligen Sacraments hatte neben der Regel des heil. Augustin seine eigenen Satzungen, die ihnen ihr Stifter gab, wie auch den Brüdern seiner Abtheilung. Körperliche Abtödtungen sind ihnen erlassen, wofür sie zu einem noch strengeren Stillschweigen, zu noch schärferer Verschließung und zu völlig blindem Gehorsam verpflichtet sind. Nur zweimal des Jahres ist es ihnen erlaubt, ihre nächsten Anverwandten im Sprachsaale zu sprechen. Tag und Nacht liegen zwei Schwestern ohne Unterbrechung vor der geweihten Hostie auf den Knien, sich alle zwei Stunden ablösend. Ihr Rock ist schwarz, Mantel und Schleier weiß, gerade das Gegentheil der gewöhnlichen Dominikanertracht. Auch tragen sie keine Holzpantoffel, wie die anderen, sondern gewöhnliche Schuhe. Auf dem rechten Arm und der linken Brust ein Bild der Hostie oder Monstranz tragend.

32) Der dritte Orden des heil. Dominikus oder der Orden der Tertiariar und Tertiariarinnen, nach dem Vorbilde der Franziskaner, führte Anfangs den Namen der Ritterschaft Christi, der nachmals sich veränderte und der Orden von der Buße des Dominikus genannt wurde. Die Zeit seiner eigentlichen Gründung läßt sich nicht genau ermitteln, obgleich alle Geschichtschreiber nach Helyot's Zeugnisse, darin

einig sind, daß dieser Patriarch des Mönchswesens einen Ritterorden unter dem Namen der Ritterschaft Christi gestiftet habe. Versteht man darunter eine Gesellschaft von Rittern im südlichen Frankreich, die sich auf die eifrigen Ermahnungen des Befehrsers verpflichteten, die Waffen gegen die ketzerischen Albigenser zur Vertheidigung der päpstlichen Obergewalt zu gebrauchen, so kann der Angabe wohl kaum widersprochen werden. Nimmt man aber als nothwendig an, daß zu einem Orden auch eine bestimmte und bestätigte Regel der Observanz gehöre, so dürfte der Orden schwer nachzuweisen sein und sich mit mehr Wahrheit nur in einen Hilfsverein gutgläubiger Ritter auflösen, der jedoch den Absichten des heil. Dominikus thatkräftigen Beistand leistete. Sogar darüber stimmten die Dominikaner selbst nicht mit einander überein, ob diese Ritterschaft des Heiligen die Waffen gegen die Ketzer vor oder nach dem Tode ihres Stifters niederlegte und dafür den zweiten Namen zur Ehre des einflußreichen Streites für die päpstliche Gewalt annahm. Von Bedeutung kann er mindestens in den ersten Jahrhunderten der Dominikaner durchaus nicht gewesen sein, weil die Dominikaner selbst im Jahre 1422 nicht einmal die Regel kannten, welcher dieser dritte, zweifelhafte Orden folgte. Damals suchten zwei Predigermönche, entweder aus freiem Antriebe oder auf Befehl ihrer Oberen, diese alte Regel wieder aufzufinden, spürten jedoch nichts weiter auf, als was der zweiundzwanzigste Ordensgeneral Raimund von Capua im achten Capitel des Lebens der heil. Katharina geschrieben hatte. Die Hauptsachen sind: Im südlichen Frankreich und in der Lombardei vornehmlich hatten die Laien die Güter der Prälaten an sich gerissen und erblich gemacht, weshalb die Ketzer vor den Kirchenstrafen sich nicht mehr fürchteten, da sie nicht mit Gewalt durchgesetzt werden konnten. Darum versammelte Dominikus eine Zahl tapferer Laien, daß sie der Kirche ihre Gerechtsame wieder erkämpften. Er ließ schwören, Gut und Blut daran zu setzen, auch ihre Frauen, daß sie die Männer nicht hinderten, sondern ihnen hierin beistünden. Diesen gab er den Namen der Ritterschaft Christi, verordnete nur schwarze und weiße Tracht nach beliebigem Schnitt und zum Ordenszeichen ein schwarz und weiß gespaltenes Lilienkreuz; schrieb ihnen auch besondere Gebete statt der Tageszeiten vor. Als Dominikus gestorben und bald darauf heilig gesprochen war, wollten auch diese Ritter sein Gedächtniß ehren und

nannten sich von der Buße des heil. Dominikus, da jetzt die Ketzerei nicht mehr mächtig und der Kampf gegen ihre eigenen Leidenschaften nöthiger war. Namentlich wird von einem Martyrer Peter, der zu ihnen gehörte und von den Ketzern umgebracht worden war, erzählt, daß er durch Wunderwerke nach seinem Tode die größten Siege über die Falschgläubigen errungen habe. Vorzüglich wollten die Wittwen der entschlafenen Ritter im Stande der Buße bleiben, und vermehrten diesen Orden. Erst der siebente General des Predigerordens, der Spanier Munio von Zamorra, gab ihnen eine schriftliche Regel um das Jahr 1285. Aber auch diese Regel muß in Vergessenheit gekommen sein, da sie erst 1442 wieder aufgefunden werden mußte. Helyot meint, der ganze Predigerorden habe diese Zeugnisse dadurch bestätigt, weil sie am Ende der Satzungen des ersten Ordens in einem kleinen Traktat unter dem Titel gedruckt wurden: *Tractatus de initio et fundatione Regul. • F. F. et Servorum de Militia Christi, de Poenitentia sancti Dominici, seu tertii Ordinis.* — Daß in der Folge mehr Dominikaner, hauptsächlich ein Ungenannter in Paris 1680 in seiner Geschichte dieses dritten Ordens, aus Eifersucht gegen die Franziskaner, die hierin ihre offenbaren Vorbilder waren, anders meinen, ist ebensowohl in der Ordnung, als es offenbar ist, daß nur der Orden von der Buße als wahrer dritter Orden der Dominikaner anzusehen ist, da der Ritterverein doch eben zu den Ritterorden gerechnet werden muß, die man nirgends dritte Orden nennt. Der eigentliche dritte Orden der Dominikaner ist also viel jünger als der dritte Orden der Franziskaner, welcher letztere auch vorzugsweise in den Bullen der Päpste der Orden von der Buße ohne Zusatz genannt wird, welcher in späteren Zeiten folgen mußte, da auch die Dominikaner einen solchen errichteten. Die Widerlegung der Dominikaner führt Helyot weitläufig im dritten Theile Seite 294—302 an, wo er hinzufügt: Die Regel, welche der P. Munio von Zamorra für die Brüder und Schwestern dieses dritten Ordens schrieb, wurde erst 1405 vom Papst Innocenz VII. gebilligt und von Eugen IV. im Jahr 1489 bestätigt. Uebrigens sind auch in diesem dritten Orden, wie in anderen, die Tertiariar den den des ersten Ordens sowohl in der Observanz als in der Kleidung ähnlich; folglich die Tertiariarinnen dem zweiten oder dem Nonnenorden. Der Hauptunterschied besteht in einer geringeren Strenge, so daß sie

mit der Welt in einiger Verbindung blieben, und vorzüglich im Mangel der feierlichen Gelübde, daß sie demnach nicht auf Lebenszeit gebunden sind. Doch gibt es unter den Tertiariern einige Abtheilungen, die durch Ablegung des feierlichen Gelübdes dem Orden der Dominikanerinnen völlig gleich, und also wirkliche Nonnen sind. Sie haben im Ganzen viele Klöster. Die gemäßigteren dürfen Weinwand tragen und dreimal wöchentlich Fleisch essen; ob sie sich gleich durch einen weißen Weihel (Schleier) auszeichnen sollen, so tragen doch auch viele Klöster schwarze, gleich den Nonnen des zweiten Ordens. Die Kleidung derselben war in Italien so beliebt, daß selbst Frauen sich so trugen, die in ihren Privathäusern wohnten. Im Jahre 1678 oder 1683 wurde von einem Dominikaner aus Venedig, Hieronymus Piccini, ein Kloster zu Macerata gestiftet, worin die erste Klosterfrau Hyacintha Basso aus Venedig war. Diese Congregation des Frohleichnam's that sich durch Strenge hervor, so daß sie den Nonnen glichen in den meisten Abtötungen, auch im siebenmonatlichen Fasten, Mettenhalten und im beständigen Gebete vor dem heiligen Sakramente. Den Verschluß haben sie zwar nicht gelobt, halten ihn aber streng, so daß sie niemals am Gitter, außer mit niedergelassenem Schleier und verhüllten Augen, reden. Sie tragen sich wie die Dominikanerinnen, nur daß sie auf Holzsandalen und einige mit, andere ohne Strümpfe gehen. — Man zählt unter den Tertiariern viele Selige, und sogar zwei kanonisirte Heilige worunter die heil. Katharina von Siena.*)

*) Katharina von Siena (Catharina Sienensis) geboren 1347 eines Färbers Tochter zu Siena; gelobte im achten Jahre ewige Keuschheit, genoß vom zwanzigsten Jahre an rohe Wurzeln und Früchte, trat dann als Nonne in den dritten Orden des heil. Dominikus, redete drei Jahre kein Wort, außer in der Beichte, trug eine eiserne Kette um den Leib, geißelte sich täglich, pflegte die eckelhaftesten Kranken, bekehrte durch Beredsamkeit die verstocktesten Sünder. Der Papst Gregor XI. bewog sie, von Avignon nach Rom zurückzukehren. Sie rühmte sich häufiger Offenbarungen durch Christus. Urban VI. rief sie 1378 nach Rom, wo sie 1380 starb und ihr Leichnam sogleich eine Menge Wunder wirkte. Die Dominikaner erhoben sie sehr, dagegen zogen die Franziskaner viele ihrer Wunder in Zweifel. Von Pius II. 1461 canonisirt. Schutzheilige Siena's. Tag der dreißigste April. Ihre Briefe, Gespräche und andere Schriften sammelte ihr

33) Das zweite Generalcapitel seines Ordens hielt Dominikus 1211 gleichfalls in Bologna. Hier wurde der Orden, der bereits sechzig Klöster zählte, in acht Provinzen eingetheilt, nämlich Spanien, Toulouse, Frankreich, Lombardei, Rom, Provence, Deutschland, und England. Schröckh verändert in dem 27. B. seiner Kirchengeschichte S. 394 die Ordnung der Provinzen dahin, daß Toulouse wegfällt und dafür Ungarn gesetzt wird, welches Land erst später zu einer Provinz des sich außerordentlich verbreitenden Ordens erhoben wurde. Bemerkenswerth ist dagegen Schröckhs Zusatz zu den auf diesem Generalcapitel erwähnten Provinzialen: Nach Deutschland kam der Bruder Konrad, der das erste daselbst im Jahre 1220 zu Friesach, einer Stadt des Erzbischofs von Salzburg in Kärnthen, vor Kurzem errichtete Dominikanerkloster wieder herstellte. Man muß jedoch diesen Konrad von dem berühmten Inquisitor Konrad von Marburg wohl unterscheiden, der kein Dominikaner gewesen ist, ob ihn gleich Viele dafür ausgegeben haben. Nach Ungarn brachte Bruder Paul drei Ordensbrüder mit, die er zu Vorch in Oesterreich gewonnen hatte, stiftete dort mehrere Klöster, und kam bis zu den dortigen Cumanen, zum Theil noch heidnische Nachkommen der alten Pazinazitten, denen sie das Christenthum predigten, welchen Vorsatz Dominikus selbst schon gefaßt hatte. Ueberhaupt hatte der Stifter des Ordens auf seiner letzten Generalversammlung seine Jünger nach allen Gegenden der Erde ausgesandt, das Evangelium zu predigen. Helyot schreibt: Nach geendigtem Capitel schickte der heil. Dominikus Religiosen nach Schottland, Irland und in die nordischen Länder bis nach Norwegen und unter den Pol, und in die Levante bis nach dem gelobten Lande. In England landeten vierzehn Mönche unter ihrem Provinzial Gilbert, welcher den Erzbischof zu Canterbury mit seiner Probepredigt bergestalt entzückte, daß dieser ihnen alle mögliche Hilfe leistete. Auch erhielten sie dort zu Canterbury, London und Oxford ihre ersten Klöster. Bald wandten sie sich nach Irland; in Schottland gewannen sie aber erst 1230 feste Niederlassungen.

Beichtvater, der Dominikanergeneral Raymund von Capua, der auch ihr Leben schrieb (Cöln 1553, 4., und Acta SS. Aprilis, Antwerpen 1675 3. Bd. Seite 853—59), woraus die in italienischer Sprache 1707 und 1718 in 5 Quartbänden zu Siena erschienenen Werke der heil. Katharina entstanden.

34 a) Betrachten wir die Satzungen und Observanzen des Hauptordens der Dominikaner, so sehen wir zunächst, daß sie, wie schon gesagt, auf die Regel des heil. Augustin gebaut sind, in deren Weiterführung die Satzungen der Karthäuser und Prämonstratenser zum Vorbilde genommen wurden. Daher Strenge im Stillschweigen, im Fasten, in Armuth und grober, bloß wollener Kleidung, von welcher gesprochen wurde. Außer der Kongregation des heil. Sakraments sind noch die portugiesischen Dominikaner der alten Tracht der Chorherrn treu geblieben. Sie sollen sämmtlich keinen Gürtel, kein Messer, keine auffallenden oder kostbaren Schuhe, keine Börse, keine großen Taschen tragen. Die Länge und Beschaffenheit der Kleidung ist sorgfältig vorgeschrieben. Sie sollen in der Tunika, in Schuhen und Strümpfen und auf keinen Betten oder Matratzen, sondern auf Strohsäcken schlafen (weßhalb die Eiferigen auf bloßer Diele schliefen). Sie fasten von Kreuzeserhöhung bis Ostern, essen nur im Refectorium und kein Fleisch, außer in Krankheiten, wovon weder Prioren, noch Doktoren befreit sind, dürfen auch nicht davon befreien. Um dieser Vollkommenheit der Strenge willen dürfen sie aus allen Orden Mönche aufnehmen, die jedoch mindestens ihr Breviarium lesen und verstehen können. Der Pater Lehrmeister hat sie in Allem, auch in den kleinen Observanzen, z. B. mit beiden Händen zu trinken, am meisten in fleißiger Geißlung, die besser ist als die vorgeschriebenen vier jährlichen Aberrlässe (Minutionen), fleißig zu üben. Die vier Culpae oder Vergehungen sind, wie in anderen Orden, in kleine und große getheilt. Unanständigkeiten, wie ungebührliches Lachen, nicht gleich nach Berichtigungen nach Hause kommen, Kleider und Bücher nicht an den rechten Ort legen 2c. sind zwar keine Sündenschulden, verdienen aber Strafen der Demüthigung. Das Stillschweigen brechen ist Sünde, so das Reiten ohne größte Noth, oder auf Reisen Geld bei sich tragen, wofür sie auf der Erde essen müssen, d. h. an einem abgesondert kleinen Tische und in schwerem Falle völlig auf der Erde. Schwerere Vergehungen werden vom Capitel untersucht, mit Demüthigungen und Geißel bestraft. Ein solcher ist auf der Erde grobes Brod mit Wasser, muß in kanonischen Stunden vor der Chorthur stehen und dergl. mehr. Keiner darf mit ihm umgehen, bis er vom Superior durch abermalige Geißel wieder begnadigt ist. Sünden des Ungehorsams, des Widerspruches gegen Obere, des Eigenthums,

des Briesschreibens ohne Erlaubniß und des Würfelspiels werden so bestraft; die beiden letzten mit Gefängnisse, wovon blos der Ordensgeneral und das Generalcapitel befreien können (im Briesschreiben sind die Einrichtungen verschieden). Das schwerste Verbrechen ist natürlich Abtrünnigkeit (Apostasie) worauf der Ordensbann gesetzt ist. Kommt er selbst wieder, ist zwar die Strafe hart genug, dauert jedoch nur ein Jahr, zwei Jahre beim zweiten Versuche 2c.

34 b) Im Wappen der Könige von Castilien war auf der einen Seite ein Löwe über und auf der andern Seite ein Löwe unter einem festen Schlosse zu sehen.

35 und 36) Diese Stellen des Gedichts sind aus dem ersten Capitel dieses Buches, wo der Traum der Mutter und der Pathin erzählt wird, zu erklären.

37) Der Herr — dominus — besaß den Knaben und ließ ihn deshalb Dominikus, dem Herrn eigen, nennen.

38) Der erste Rath von Christus: Willst du vollkommen sein, so gehe hin und verkaufe, was du hast und gib es den Armen, so wirst du einen Schatz im Himmel haben. Matth. 19, 21.

39) Felix, glücklich.

40) Johanna, aus dem Hebräischen: gnadenreich.

41) Der Cardinal von Ostia, berühmt als Schriftsteller über kanonisches Recht.

42) Thaddäus ein berühmter Arzt. Also nicht die Kunst in der Welt sein Glück zu machen, nicht kirchliches Recht, nicht Arznei-Wissenschaft studirte er, sondern nur die wahre Lehre Christi.

43) Nicht im Amte des heil. Vaters liegt die Schuld, daß den Armen von den Gütern der Kirche nichts zu Theile ward.

44) Schröckh in dem 27. B. seiner Kirchengeschichte S. 396, bedauert, daß von den vielen Schriftstellern des Ordens nicht genauere Nachrichten von den Gaben, Sitten, Wissenschaften und Künsten, vorzüglich von der Kunst der Predigt dieses Mannes überliefert worden. Wäre auch davon nicht das allertiefste Stillschweigen beachtet worden, so verliere sich doch Alles, was sie darüber beibringen, in viel zu allgemeine Lobeserhebungen und in bloße Schilderungen einer hohen Mönchsanstrengung. Das Letzte wird jedoch eben von Mönchen kaum anders zu erwarten sein, kaum anders gefordert werden dürfen, so lieb uns auch bestimmtere Nachrichten

hierüber sein müßten. Das Bemerkenswertheste über ihn ist folgendes: Dominikus besaß den beharrlichsten Gleichmuth und eine so besonnene ruhige Bedachtsamkeit, daß er nur äußerst selten sich genöthigt sah, an seinen Aussprüchen das Geringste zu ändern. Wenn Schröckh hinzusetzt, seine ununterbrochene Gleichmüthigkeit habe sich bloß zuweilen in Mitleiden aufgelöst: so stimmt das weder mit den Erzählungen der meisten und besten Darsteller seines Lebens, noch mit Schröckhs eigener Versicherung, die richtig den Schriften der ältesten Beschreiber entnommen ist: Dominikus habe die Nächte sehr oft unter Gebet und häufigen Thränen in der Kirche zugebracht. Vielmehr müssen wir in ihm ein äußerst erregbares Gemüth voraussetzen. Auch sehen wir es nicht zu selten im Leben selbst, daß die beweglichsten Herzen, die mitleidigsten Gemüther, denen die geringste Vorstellung eines unglücklichen Geschehens Thränen eines überschwenglichen Mitleids auspreßte, gerade wenn es in bestimmten Fällen galt, zu helfen und thätigen Beistand zu leisten, mit einer bewundernswerthen Kälte, mit einer Fassung zu Werke gingen, als wäre alles Gefühl in ihnen erstorben, so doch das ganze geleistete Werk um der Theilnahme willen geschah. So ist es eine allgemeine Erfahrung, daß sonst äußerst weichherzige Frauen in Augenblicken der Gefahr desto entschlossener, gefaßter und besonnener handeln, als viele Männer in gleicher Lage, und daß sie auch weit mehr auszuhalten im Stande sind, als solche, die von Natur starknerviger sind. Wir halten daher die Verbindung beider Eigenschaften für etwas Naturgemäßes, das sich auch psychologisch, käme es hier darauf an, wohl erklären ließe. In unserem Falle wird die Erscheinung des Auffallenden noch weniger an sich tragen, wenn wir den festen Glauben des Mannes: er thue mit seinem Eifer für die Bekehrung der Ungläubigen das Beste, was ihnen und der Welt überhaupt nur zur Seligkeit gereichen könne, bedenken. Der Drang nach Vervollkommenung und der Glaube, wie er auch sich gestalte, sind die beiden großen Hebel, die uns das Meiste erklären. Für die Seligkeit des Himmels glaubte aber die damalige Welt der meisten Christen die Freuden der Erde an sich und an Anderen niederschlagen und wegquälen zu müssen. Darum schlug sich auch der heilige Dominikus allnächtlich drei Mal mit eiserner Kette, ein Mal für sich, das andere Mal für die Sünden der Welt und zum dritten

Mal für die armen Seelen, die im Fegfeuer gequält wurden. Dabei war er unermüdet in Betreibung seines Werkes. Von einem Orte, von einem Lande zum andern ziehend, überall bereit zu lehren, zu ermahnen, zu trösten, zu bekehren, für seine Ueberzeugung mit Freuden alle Bequemlichkeit opfernd, wußte man nicht, ob man seinen Eifer oder seine ununterbrochene Freundlichkeit im Umgange bei allen freiwillig übernommenen Lasten höher schätzen sollte. Diese ausdauernd feste Richtung seiner Seele für die Gründung und schnelle Ausbreitung seines Ordens ließ seiner früheren Liebe zu den Wissenschaften nur wenig oder keine Zeit übrig, in wissenschaftlicher Bervollkommnung stark vorwärts zu schreiten. Man wird sich daher nicht wundern, wenn spätere Zeiten und Andere, die nicht zu seinen Anhängern gehören, in seinen wenigen Schriften nicht sehr Ausgezeichnetes haben finden wollen. Das Meiste ist sogar verloren gegangen, oder absichtlich unterdrückt worden. Auf alle Fälle war er größer in der Rede des Mundes, die sein gewiß wohlgemeinter, wenn auch einseitiger Eifer zuversichtlichen Glaubens und die Anmuth seines Wesens sammt seiner ehrfurchtgebietenden Todesverachtung wirksam machen mußte. Eine große Vorliebe für das Evangelium Matthäi und die Briefe Pauli, die er überall mit sich trug, machte, daß auch seine Nachfolger in ihren Predigten vorzüglich diese biblischen Bücher zu Grunde legten.

45) Occitanische Congregation. Sie hatte den Zweck, einige im Orden eingerissene Mißbräuche abzustellen, und überhaupt auf genauere Befolgung seiner Regel hinzuwirken. Gegründet wurde sie von Sebastian Michaelis zu Toulouse im Jahre 1596, bald aber vom Papste aufgehoben.

46) Universalisten. Eine Religionssecte, die in soweit von dem streng christ-katholischen Dogma abwich, daß sie behauptete, es gebe keine ausschließend-seligmachende Kirche, und Gott wolle die Menschen jeder Religion beseligen.

47 a) Duns Scotus, John. Geboren zu Dunstan in Northumberland um das Jahr 1275, Franziskanermönch, Doctor der Philosophie und Theologie nacheinander zu Oxford, Paris und Köln, und gestorben um 1308. Er erhielt den Beinamen: Doctor subtilis, weil er und seine Anhänger in ihren philosophischen Disputationen sich durch Subtilität auszeichneten.

47 b) Höchſt bemerkenswerth iſt es, daß gerade zu der Zeit, wo die Macht der Dominikaner in Europa, namentlich in Deutschland zu ſinken anſing, dieſer Orden in Amerika unter den von den Spaniern unmenſchlich mißhandelten Eingebornen ſich ein hohes Verdienſt durch ſeine chriſtliche Milde erwarb, das ihm nicht genug angerechnet werden kann. Die Dominikaner hatten nämlich zuerſt den Auftrag erhalten, die heidniſchen Amerikaner zum Chriſtenthume zu bekehren. Da nun aber die Spanier die armen Leute als Sklaven unter ſich vertheilten und fortführten, ſetzten ſich die Dominikaner-Miſſionarien mit allem Eifer dagegen; hauptſächlich war es der P. Montefino, der in St. Domingo mit ungeſtümer Beredsamkeit wider die graufame Behandlung der Eingebornen eiferte, im Jahre 1511. Montefino wurde von den beleidigten Spaniern ſogar bei ſeinen Vorgeſetzten verklagt; allein die Grundſätze des trefflichen Redners wurden vom Ordensvorſtande vollkommen gebilligt. Die Franziskaner, die beſtändigen Gegner der Dominikaner, behaupteten, daß ſie jenen nicht unbedingt widerſprechen konnten, wenigſtens es ſei nicht möglich, die Colonie zu verbessern, wenn die Ureinwohner des Landes nicht zur Arbeit gezwungen werden könnten. Allein die Dominikaner fuhrten fort, die Gerechtiſame der Indianer zu vertheidigen und verweigerten allen ihren Landsleuten, welche die Indianer als Sklaven hielten, Abſolution und die heil. Sacramente. Der König von Spanien ließ den Handel von einer Geſellſchaft Staatsmänner, Rechtsgelehrten und Theologen unterſuchen, welche die Indianer für frei erklärten. Dennoch änderte ſich in der Behandlung derſelben nichts; ja Ferdinand beruhigte ſeine Colonie im J. 1513 dadurch, daß er die ganze Sache auf ſein und ſeiner Räthe Gewiſſen nahm, weſhalb die Dominikaner ihre Straſspredigten einſtellen mußten, fügte jedoch hinzu, daß man die Indianer gelinder behandeln und im Chriſtenthum unterrichten ſolle. Ungeachtet deſſen fuhrten die Dominikaner fort, die Rechte der Indianer zu vertheidigen oder verließen die Inſel. Da warf ſich Bartholomäus de Las Caſas zum Retter der Bedrängten auf (ſ. dieſen). Mit dieſer ruhmwürdigen That ſchließen wir das Ueberſichtliche dieſes vielfach mächtigen Ordens, deſſen Geſchichte noch unter dem Artikel Inquiſition zu ſuchen iſt und zum Theil unter Franziskaner. — Die vorzüglichſten Quellen, die wir außer den im Verlaufe der Erzählung

angegebenen, gebrauchten, sind: Heliot, 3. Thl., Schröckhs Kirchengeschichte, die pragmatische Gesch. der vorzüglichsten Mönchsorden und Bibliot. Dominicana Romae 1677.

47 c) Wie eifersüchtig sie theilweise auf dieses Privilegium und wie mächtig sie als Ketzerichter noch zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts waren, mag ihr Streit gegen den hochberühmten, besonders griechische und hebräische Sprachkunde fördernden Reuchlin (s. diesen und Brucker in seiner Lebensbeschreibung desselben) darthun, der hier, wenigstens dem Hauptsächlichsten nach, erzählt wird. Angeregt hatte ihn ein getaufter Jude zu Cöln, Johann Pfefferkorn, welcher der christlichen Obrigkeit rieth, den Juden ihren Talmud, die Kabbala zc. wegzunehmen und zu verbrennen, auch sie mit Gewalt zum Christenthum zu bekehren. Die Dominikaner zu Cöln unterstützten ihn hierin offenbar; man versichert sogar, es sei auf ihre Veranlassung geschehen, daß sich Pfefferkorn 1509 an den Kaiser wandte, um ihn zu einem Befehle zur Vernichtung der jüdischen Bücher zu bewegen. Wenigstens lief das Gutachten der Dominikaner darauf hinaus, der Kaiser möge des Hebräischen kundige Männer beauftragen, die gotteslästerlichen Lehren der Juden aus ihren Schriften ziehen und sie darüber gerichtlich verhören zu lassen. Geständen sie das Falsche ihrer Lehren, wären die Bücher zu verbrennen, und beharreten sie auf den Irrthümern, wären sie als Ketzer zu bestrafen. Der Kaiser erließ wirklich 1509 einen Befehl zur Vernichtung der jüdischen Schmähschriften gegen das Christenthum. Pfefferkorn bat darauf den Reuchlin, der seit langer Zeit dem Dominikanerorden affiliirt, d. i. aller geistlichen Wohlthaten des Ordens theilhaftig geworden war, ihm hierin beizustehen. Reuchlin sprach sich bedenklich dagegen aus. Im J. 1510 wiederholte der Kaiser seinen Befehl, beauftragte aber den Kurfürsten von Mainz, namentlich von Reuchlin, dem Inquisitor Hochstraten zu Cöln und von einigen Universitäten die Sache untersuchen zu lassen. Reuchlin widerrieth das Verbrennen der jüdischen Schriften aus guten Gründen, unter welchen die Unmöglichkeit nicht der letzte war. Wurden sie in Deutschland vernichtet, so wären sie es darum noch nicht im Morgenlande zc. Kurz, er fand es unnütz und ungerecht. Dagegen gab er den Rath, es mögen auf allen Universitäten zwei Lehrer angestellt werden, welche im Hebräischen unterrichteten, durch welche

Wissenschaft und durch Sanftmuth gegen Juden und Christen weit mehr gewonnen würde. — Dagegen gab Pfefferkorn einen Handspiegel heraus, den R. richtig nur ein Schmähbüchlein nannte und ihm seinen Augenspiegel entgegensetzte. Das brachte die Dominikaner zu Eöln gegen ihn auf. Sie übertrugen einem der Ihrigen, Arnold von Tungern, die Untersuchung des Augenspiegels, und berathschlagten schon darüber, ob R. nicht als Ketzer zu behandeln sei. Die Inquisition hatte damals noch so viel Furchtbareß daß es nicht zu verwundern ist, wenn R. darüber den Muth verlor. Er schrieb unterwürfig und entschuldigend an Arnold, und versicherte, Alles zu glauben, was die Kirche glaubt, und bat um die Erklärungen, die man von ihm verlange. Da sie aber unbedingten Widerruf und Unterdrückung seines Augenspiegels forderten, schrieb er ihnen frei: man habe Verleumdung und Gewalt gegen ihn geübt, gegen welche er Vertheidiger zu finden hoffe, werde jedoch in offener Erklärung die Mißverständnisse zu heben suchen. Reuchlin's Erklärung erschien, wurde von einem Dominikaner in Frankfurt a. M. verboten, allein vom Kurfürsten von Mainz sogleich erlaubt. Begierig wurde sie gelesen. Reuchlin hatte sich über die angesprochenen Sätze milder ausgedrückt, aber auch seine Gegner derb widerlegt. Dagegen zogen sie 1512 aus Reuchlin's Schriften dreiundvierzig ärgerliche Sätze, welche aber die alten Beschuldigungen Pfefferkorns waren. 1513 verfaßte nun Reuchlin eine Schutzschrift, an Kaiser Maximilian gerichtet, worin er sehr heftig gegen die Dominikaner auftrat. Ja, er bediente sich sogar offener Beschimpfungen seiner Gegner, die er besser weggelassen hätte. Jakob von Hochstraten, Prior der Dominikaner und Ketzerrichter zu Eöln, begab sich daher 1513 mit vielen der Seinen nach Mainz, wo er ein Gericht gegen Reuchlin niedersezte, der dagegen protestirte und an den Papst appellirte. Hochstraten übergab das Gericht einigen befreundeten geistlichen Räthen, um deren Ausspruch, daß der Augenspiegel öffentlich verbrannt werden sollte, sich Reuchlin nicht kümmerte. Das Domcapitel zu Mainz und der Kurfürst geboten Aufschub. Leo X. übergab die Untersuchung dem Bischöfe von Speier. Unterdessen ließ die Eöln'sche Inquisition den Augenspiegel 1514 verbrennen und das Verdammungsurtheil sogar an dem bischöflichen Gerichtshofe zu Speier anschlagen. Jetzt erklärte sich das Gericht

zu Speier gegen die Dominikaner für Reuchlin und verdamnte Hochstraten zu den Proceßkosten bei Strafe des Bannes, was Hochstraten nicht achtete. Reuchlin wendete sich mit der Bitte um ein schnelles Urtheil an den Papst, der auch deshalb vom Kaiser und anderen Fürsten darum ersucht wurde. Die Dominikaner versuchten dagegen alles Ersinnliche, und brachten die Universitäten zu Paris, Mainz, Erfurt und Löwen auf ihre Seite. Unterdessen wurden die bittersten Schmähschriften gewechselt. Obgleich auch die vom Papste beauftragten Cardinäle und Prälaten meist für Reuchlin entschieden, hatten es die mächtigen Mönche doch dahin gebracht, daß die Entscheidung sich lange hinausshob. Da drohete Reuchlin's Freund, der mächtige Franz von Sickingen, 1519, wenn sich die Dominikaner dem Urtheile zu Speier nicht unterwerfen würden, werde er es an ihnen und der ganzen Provinz Cöln vollstrecken. Das wirkte dergestalt, daß die Dominikaner 1520 zu unterhandeln anfangen. Sie erstatteten dem Reuchlin nicht allein die Proceßkosten, sondern versprachen ihm auch, es bei dem Papste dahin zu bringen, daß ohne alle Kränkung der Ehre Reuchlins der Streithandel unterdrückt werden sollte. (Vergl. Meiners Lebensbeschreibungen berühmter Männer. 1 B. S. 97 u.)

48) *Boccafini, Nicolaus.* Nachmaliger Papst Benedikt XI., war nach Einigen der Sohn eines Hirten, nach Andern der eines Stadtschreibers und 1240 in der Trevisermark geboren. Er starb am 7. Juli 1304 an Gift. Von ihm erzählt man, daß er einmal seine Mutter, die in prächtigen Kleidern zu ihm gekommen war, nicht vorgelassen, und sie erst dann empfangen habe, als sie ihr früheres schlichtes Gewand wieder aufgenommen.

49) *Anagnia.* Geburtsort des Papstes Bonifacius VIII. und für ihn von verhängnißvoller Bedeutung, indem er dort von den Anhängern des Königs Philipp von Frankreich, mit welchem er einen ärgerlichen Streit hatte, gewaltsam gefangen genommen und durch drei Tage festgehalten wurde.

50) *Benedikt XIII.* Sein Familienname war: Petrus de Luna und er gehörte einem edlen arragonischen Geschlechte an. Er hatte in seiner Jugend durch einige Zeit sich dem Dienste der Waffen ergeben, war aber später in den geistlichen Stand übergetreten.

Im Verlage von G. J. Manz in Regensburg ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Blanche-Raffin, A. v., Jakob Balnes, sein Leben und seine Werke. Uebersetzt von F. K. Karfer. Mit 1 Stahlst. gr. 8. geh. 1 fl. 45 fr. od. 1 $\frac{1}{8}$ Thlr.

„Der Einblick in das Leben eines Künstlers oder Schriftstellers gibt erst den Schlüssel zur rechten Auffassung, zum richtigen Verständniß seiner Werke. Balnes' Werke, in Frankreich mit ungemeinem Beifall aufgenommen, werden in kurzer Frist auch den Deutschen zugänglich sein. Diese Biographie möge ihnen den Weg bereiten. Der Verfasser derselben war dem berühmten Spanier in Freundschaft verbunden, und außerdem durch seine Vertrautheit mit der spanischen Literatur befähiget, ein treues Gemälde zu entwerfen.“

Buchselner, S., heilige Vorbilder apostolischer Lehr- und Lebensweise des Priesterstandes, zunächst für Geistliche, dann für jeden Erbauung suchenden Christen. Mit der Bekehrungsgeschichte des Joh. Tauler u. Joh. Mich. Sailer. 3te verm. u. verb. Aufl. gr. 8. geh. 1 fl. 48 fr. od. 1 $\frac{1}{6}$ Thlr.

Christus und Antichristus, in populären Dialogen nach Lucian. Von Minucius Felix, dem Jüngern. 12. geh. 54 fr. od. 17 $\frac{1}{2}$ sgr.

Dies Werkchen stellt uns das religiöse Leben unserer Gegenwart, unsere religiöse Zerrissenheit in einzelnen Umrissen vor Augen. Wie Charon im Lucianischen Dialog einen Krösus und Solon ihre entgegengesetzten Ansichten verfechten hört und aus ihren Gesprächen Belehrung schöpft: treten hier vor Charon vier Personen als eben so viele Repräsentanten einzelner religiöser Richtungen auf, die ihre verschiedenen Ansichten und Meinungen in dialogischer Form nach einzelnen Seiten hin entwickeln, vertheidigen und bekämpfen. Der Kampf bewegt sich um den Gegensatz des Christenthums und Antichristenthums, ein Gegensatz, der in seinen Hauptmomenten wenigstens gezeichnet wird, eine Darstellung, die indessen keineswegs und so wenig, wie Lucian's Dialog, bloß für gelehrte Leser berechnet ist.

Geschichte des Lebens, der Reliquien und des Cultus der heil. Geschwister Magdalena, Martha und Lazarus und der übrigen Heiligen, welche das Christenthum zuerst in Frankreich verkündigt haben. Nebst den Beweisen, daß Maria Magdalena, Maria von Bethanien und die Sünderin beim Lucas eine und dieselbe Person sind. Nach Originalquellen bearbeitet von L. Clarus. Mit Abbildungen. gr. 8. geh. 2 fl. 12 fr. od. 1 $\frac{1}{3}$ Thlr.

Gueranger, B., Geschichte der heil. Cäcilia, der römischen Jungfrau und Märtyrin. Aus dem Franzöf. Mit 1 Stahlst. gr. 8. geh. 1 fl. 36 fr. od. 1 Thlr.

Leben des ehrwürdigen Diener Gottes Benedict Joseph Labre. Aus dem Englischen übersezt von Dr. Fr. Pösl. 8. geh. 1 fl. 21 fr. od. 25 sgr.

Dieses Werkchen aus der Sammlung der von den gelehrten Oratorianern in London herausgegebenen Lebensbeschreibungen neuer Heiligen schildert

das Leben eines Mannes, welcher durch seine außerordentliche Tugend am Himmel der Kirche glänzt; seine Wanderungen durch Frankreich, Deutschland und Italien machen das Buch auch zu einer interessanten Lectüre.

Poiré d. G. J., P. Fr., die dreifache Krone der seligsten Jungfrau Mutter Gottes, gewoben aus ihren erhabensten Vorzügen der Vortrefflichkeit, der Macht und der Güte, und geschmückt mit den verschiedenen Zeichen ihrer Kinder, sie zu lieben, zu ehren und ihr zu dienen. Mit den Verbesserungen und Zusätzen der ehrwürdigen Mutter von Blemur. Auf's Neue durchgesehen, verb. und herausgegeben von den ehrw. BB. Benedictinern zu Solesmes. Aus dem Franzöf. 3 Bde. gr. 8. geh. 9 fl. 6 fr. od. 5 $\frac{2}{3}$ Thlr.

Die P.P. Benedictiner sagen in der Vorrede: „Ein Buch, das gewissenhaft genau und tief in seiner Lehre, allerschöpfend und erschöpfend in seinem Plane wie in seiner Ausführung ist; ein Buch, das ganz und gar von der alten Frömmigkeit durchdrungen ist und zugleich die großartigste Gesamtheit der theologischen Wahrheiten in Anwendung auf ihren erhabenen Gegenstand darstellt; ein Buch, das vor den Einflüssen, welche die Jansenisten geübt, geschützt worden, und das sich von Neuem ankündigt zu einer Zeit, wo alle kathol. Herzen und Geister nur nach einer immer größern und tiefern Erkenntniß Maria verlangen, um sie desto mehr lieben und sich inniger ihrem Dienste weihen zu können — eines solchen Buches Wiederherausgabe schien uns an der Zeit.“

Stöger d. G. J., J. N., die Himmelskrone. Das höchste Ziel der christlichen Hoffnung. 2te, verb. (und wohlfeilere) Auflage. gr. 8. Velinp. geh. 1 fl. 12 fr. od. $\frac{3}{4}$ Thlr.

Im ersten Jahrgange des Prediger und Katecheten heißt es unter Anderm über dieses Werk: „Für jeden Erdenpilger, der Sehnsucht nach der himmlischen Heimat in sich fühlt und nährt, ist die Himmelskrone ein überaus trostreiches Büchlein. Es thut dem Herzen so wohl, wenn man darin liest, und das heilige Verlangen nach dem ewigen Vaterlande wird hoch und freudig gehoben; nur ungerne legt man es aus den Händen. Es spricht Einem da eine so liebevolle Sprache entgegen, die bald freundlich und wunderbar belehrt in einer Weise, die auch dem einfachsten Christen klar und verständlich ist, bald durch treffliche Erzählungen und Gleichnisse unterhält und ergötzt.“ u. f. w.

Weber, Domdechant J. v., Richter. Für Erbauung suchende Christen. Drei Reihen. 3te Aufl., durchgesehen u. besorgt von einem katholischen Theologen, mit der Lebensskizze des verewigten Verfassers. Mit Stahlstichen. Miniaturausgabe auf Velinp., eleg. in Cambric geb. mit Goldschnitt. 2 fl. 48 fr. od. 1 $\frac{2}{3}$ Thlr.

Der Herausgeber sagt unter Anderm: „Wir sind gewiß, daß diese liebevolle Spende auch in ihrer neuen, und recht würdigen Gestalt freundliche Aufnahme in weiten Kreisen finden u. dadurch auf's Neue die Absicht des verewigten Geistesmannes sich verwirklichen werde, die er in dem Vorworte zur zweiten Reihe ausgesprochen.“



